

4 | 2017
46. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Ausschnitt aus dem Brenzfenster von Ludwig Mittermaier in der Evangelischen Stadtkirche Ravensburg.
Foto: RPS-LAD, Iris Geiger-Messner.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDES DENKMALPFLEGE

4/2017 46. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann

Redaktionsausschuss:

Dr. Andrea Bräuning, Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Dörthe Jakobs, Daniel Keller, Dr. Melanie Mertens, Dr. Claudia Mohn, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. Elisabeth Stephan

Produktion:

Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Bechtle, Esslingen
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 27500



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 237 Editorial
- 238 „Nur wer erkennt – den Geist der Alten – kann auch das Neue recht gestalten.“
Die Glasfenster von Ludwig Mittermaier in der Evangelischen Stadtkirche in Ravensburg
Dunja Kielmann/Susann Seyfert
- 244 Kirche stellt sich quer
Die Suche nach dem „idealen“ evangelischen Kirchenbau in Baden-Württemberg
Jörg Widmaier
- 250 Sakrallandschaften im Wandel
Südwestdeutsche Klöster und die Reformation
Christina Vossler-Wolf
- 257 Überlegungen zum Zusammenhang von Nachgeburtstöpfen und Reformation
Aberglaube bei den frühen Protestanten
Svenja Dalacker
- 262 „Macht und Pracht“ sowie 500 Jahre Reformation
Denkmalreise und Tag des offenen Denkmals 2017
Grit Koltermann/Irene Plein/Jenny Sturm-Ziegler
- 270 Macht und Pracht
Werke und Werte im Dialog
Helmut-Eberhard Paulus
- 275 Das Wassersystem des Klosters Maulbronn
Ein Projekt zur Bestandserfassung mit hochaufgelösten Laserscandaten
Antje Gillich
- 282 Die Maulbronner Klosterweiher
Spiegel von vier Jahrtausenden Kulturlandschaftsgeschichte
Manfred Rösch/Elske Fischer/Birgit Kury
- 288 Versuche einer Sinngebung des Sinnlosen
Gefallenendenkmäler der Zwischenkriegszeit
Folkhard Cremer
- 294 Die Denkmalpflege hilft, Kosten einzusparen!
Innenrestaurierung der katholischen Kirche Sankt Urban und Vitus in Neuhäusen (Enzkreis)
Claudia Baer-Schneider
- 300 Die verlorene Burg von Kirchberg an der Jagst
Ein Rekonstruktionsvorschlag anhand der Abbruchdokumentation von 1590/91
Lena Stephanie Grüner
- 306 Beton und seine wachsende Rolle in der Denkmalpflege
Teil 3: Über 100 Jahre Sichtbeton im Hochbau in Baden-Württemberg
Geraldine Buchenau
- 312 Denkmalporträt
Unscheinbar, klein und wertvoll
Die spätmittelalterlichen Häuser in der Esslinger Ehnigasse
Markus Numberger
- 314 Denkmalporträt
„Unsere modernste Bühne“
Das Nationaltheater in Mannheim
Melanie Mertens
- 316 Denkmalporträt
Sag, wer mag das Männlein sein?
Bronzescheibe mit Komödienmaske aus Dornstadt-Bollingingen
Jutta Ronke
- 318 Neuerscheinung
- 318 Ausstellungen
- 319 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

das Jahr 2017 war für die Landesdenkmalpflege geprägt von einer Vielfalt an herausragenden Themen, Maßnahmen und Projekten, die dem Schutz und Erhalt unserer Denkmale dienen. Das 500. Reformationsjubiläum fand in zahlreichen Beiträgen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Landesamts für Denkmalpflege, aber auch von Autorinnen und Autoren unserer Kooperationspartner wie den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg, im Nachrichtenblatt seinen Niederschlag. Diese beleuchteten den Einfluss der Reformation und der nachfolgenden Jahrhunderte der Konfessionalisierung auf die reiche Denkmalandschaft Baden-Württembergs. Die Reihe der Beiträge zu diesem Thema findet in der vorliegenden Ausgabe ihren Abschluss: Es wird noch einmal der Bogen gespannt von der Klosterlandschaft Oberschwabens und des evangelischen Herzogtums Württemberg über die Suche nach dem „idealen“ evangelischen Kirchenbau in Baden-Württemberg bis in die moderne Zeit hin zum Fensterzyklus mit Reformatorendarstellungen von 1861 in der evangelischen Stadtkirche Ravensburg. Dieses einzigartige Programm mit Bildern von Reformatoren und weltlichen Herrschern, die die Reformation unterstützt und gesichert haben, ist über die Grenzen Baden-Württembergs hinaus von Bedeutung. Ein Projekt, bestehend aus einer Musterrestaurierung, einem Workshop, einer Ausstellung und einer abschließenden Tagung wird mit Bundesmitteln aus dem Programm „Reformationsjubiläum 2017“ von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert. Das Reformationsjubiläum spielte auch bei der zurückliegenden Denkmalreise der Staatssekretärin Katrin Schütz vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau eine Rolle, zum Beispiel bei der Besichtigung des Reformationsdenkmals an der Hospitalkirche in Stuttgart wie auch bei der landesweiten Eröffnung des Tags des offenen Denkmals sowie der anschließenden Nacht des offenen Denkmals in Schwäbisch Hall. Das Motto des diesjährigen Tags des offenen Denkmals lautete „Macht und Pracht“. Die Berichte von der Denkmalreise im Vorfeld dieses Tags wie auch von dessen feierlicher Eröffnung in St. Michael, zu der unter anderem Hubert Wicker, Ministerialdirektor im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau, und Dr. h. c. Frank Otfried July, Lan-

desbischof der evangelischen Landeskirche in Württemberg, geladen hatten, und der Nacht mit ihrem spannungs- und abwechslungsreichen Programm schildern anschaulich, dass „Macht und Pracht“ und „Reformation“ sich nicht ausschließen. Die in strahlende Lichter getauchte nächtliche Silhouette der ehemaligen Freien Reichsstadt und frühen Wirkungsstätte des württembergischen Reformators Johannes Brenz, Schwäbisch Hall, bot die perfekte Kulisse für die verschiedenen Veranstaltungen für Jung und Alt, die in diesem Jahr so zahlreich waren wie noch nie und von einer kindgerechten Salzzallee über Führungen durch die nächtliche Stadt und Vorträge zu den unterschiedlichsten Themen bis zu musikalischen Führungen und geöffneten, sonst nicht zugänglichen Denkmalen reichten.

Wurde im vergangenen Heft selbstverständlich die Eintragung der „Höhlen und Eiszeitkunst der Schwäbischen Alb“ in die UNESCO-Welterbeliste thematisiert, finden Sie im vorliegenden zwei Beiträge zu einer weiteren Welterbestätte in Baden-Württemberg, zum Kloster Maulbronn – jedoch nicht zu seiner baulichen Gestalt oder Historie, sondern zu seinem komplexen Wassersystem aus Gräben, Kanälen, Teichen und Quellen. Die Regulierung des Wassers zur Versorgung des Klosters, die die Infrastruktur des Zisterzienserklosters prägte und diesem zur Blüte verhalf, sowie die damit verbundene Einflussnahme auf die umgebende Landschaft begründen den Status der Kulturlandschaft als Bestandteil des Welterbes, werden jedoch oft nicht als solches wahrgenommen. Das Projekt zur Erforschung des Wassersystems – sowohl durch die Archäobotanik als auch durch eine detaillierte Bestandsaufnahme und Analyse des Systems im Umfeld des Klosters – fand seinen Abschluss und bildet eine wichtige Voraussetzung für den zukünftigen Schutz und Erhalt der UNESCO-Welterbestätte in ihrer Gesamtheit, die 2018 ihr 25-jähriges Jubiläum feiert.

Beiträge über Gefallenendenkmale der Zwischenkriegsjahre, über die Restaurierung der katholischen Kirche Sankt Urban und Vitus in Neuhausen (Enzkreis), ein Denkmalporträt über das Nationaltheater in Mannheim u. v. m. zeugen vom facettenreichen und anspruchsvollen Arbeitsalltag in der Landesdenkmalpflege.

Ich wünsche Ihnen eine abwechslungsreiche und interessante Lektüre!

Wolfgang Reimer
Regierungspräsident
Regierungspräsidium Stuttgart





„Nur wer erkennt – den Geist der Alten – kann auch das Neue recht gestalten.“ Die Glasfenster von Ludwig Mittermaier in der Evangelischen Stadtkirche in Ravensburg

Eine der frühesten Fensterdarstellungen wichtiger Vertreter der Reformation hat sich bis heute in der Evangelischen Stadtkirche von Ravensburg erhalten. Im Auftrag der Kirchengemeinde entstanden ab 1861 die sieben großformatigen Fenster in der Glasmalereiwerkstatt Ludwig Mittermaiers in Lauingen. Sie waren Teil einer vollständigen Neuverglasung der Kirche. Während die Reformatorenfenster in situ verblieben, wurden die übrigen bei der Sanierung in den 1960er Jahren ausgebaut und eingelagert. Zusammen bilden sie den umfangreichsten noch erhaltenen Bestand an Arbeiten der Glasmalerei Lauingen und zeugen bis heute von einem unterschiedlichen Umgang mit den Fenstern des 19. Jahrhunderts. Um diesen Bestand zu erforschen, führt das Landesamt für Denkmalpflege ein zweijähriges Projekt mit Studentenworkshop, Ausstellung und abschließender Tagung sowie eine Musterrestaurierung durch.

Dunja Kielmann/Susann Seyfert

Seit 2016 wird die Evangelische Stadtkirche in Ravensburg saniert. Anlass war der Wunsch der Kirchengemeinde, einen barrierefreien Zugang zu schaffen und die Kirche besser auszuleuchten. Was als kleinere Maßnahme begann, entwickelte sich aufgrund der Voruntersuchungen zu einer größeren Sanierung mit umfangreichen Arbeiten am Dachstuhl und an den Fassaden sowie zu einer Neuorganisation der Nebenräume im Landgerichtsgang. Diese Maßnahmen werden mit Denkmalpflegemitteln des Landes in Höhe von knapp 175 000 Euro unterstützt und hatten zur Folge, dass man sich mit den vorhandenen und ganz unterschiedlich erhaltenen Fensterbeständen auseinandersetzen musste. Aufgrund des thematischen Bezugs der Fenster zum Reformationsjahr war die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien bereit, das vom damaligen Ministerium für Wirtschaft und Finanzen Baden-Württemberg getragene Glasmalereiprojekt finanziell zu fördern.

Die Evangelische Stadtkirche hat gegenwärtig einen gemischten Bestand an Fenstern. In der Gesellschaftskapelle sind die ältesten Scheiben zu finden, die ins 15. Jahrhundert datieren. Der Kirchenraum wird durch die Fenster von Hans Gottfried von Stockhausen bestimmt. Sie wurden im Zuge der letzten großen Sanierung in den

1960er Jahren im Chor, im nördlichen Seitenschiff und in der Westfassade eingebaut.

Im Mittelpunkt des laufenden Projekts stehen die sieben Reformatorenfenster, die von 1860 bis 1862 in den beiden Kapellen, die sich an das südliche Seitenschiff der Kirche anschließen, eingefügt wurden.

Auf jeweils 5 m hohen Glasfenstern sind wichtige Vertreter der Reformation als Standfiguren dargestellt. In den Sockelfeldern zu ihren Füßen befinden sich die Wappen der Stifter und ein Schriftband. Die Figuren sind eingerahmt von einer Baldachinarchitektur und stehen jeweils vor einem Hintergrund mit Teppichmuster (Abb. 1). Neben den Reformatoren Martin Luther, Johannes Brenz, Philipp Melancthon und Ulrich Zwingli sind die weltlichen Herrscher Herzog Christoph von Württemberg, Gustav Adolf von Schweden und Friedrich der Weise von Sachsen abgebildet. Die Entwurfskartons der Reformatoren stammen von Gustav König aus München, während die weltlichen Persönlichkeiten von Carl Christian Andreae aus Dresden gezeichnet wurden.

Die Würdigung von Persönlichkeiten der Reformation auf einem Kirchenfenster ist an sich nichts Ungewöhnliches und nimmt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch zu. Allerdings gibt es nach heutigem Kenntnisstand in keiner Kirche eine



1 Fenster sXII mit der Darstellung von Johannes Brenz.

recht gestalten.“ Aufgrund seiner Taubheit fand Kommunikation, nicht nur in Bezug auf die Glasmalerei, vor allem schriftlich statt, wie zahlreiche noch erhaltene Briefe mit bedeutenden Künstlern der Zeit bezeugen. In der Entstehungszeit der Ravensburger Fenster war er auf dem Höhepunkt seiner Werkstätigkeit angelangt. Mit etwa sechs Angestellten fertigte er im Zeitraum von 1854 bis 1864 über 100 Fenster im In- und Ausland, darunter für die katholischen Kirchen in Tettngang und Pfrungen, in Leutkirch sowohl für die evangelische als auch die katholische Kirche, für Schwäbisch Gmünd, Weiler im Allgäu und Donauwörth, um nur einige aufzuzählen.

Seine Glasmalerei selbst zeugt von einer sicheren Handhabung unterschiedlicher Glasmalfarben. Mit Bemalung der Vorder- und Rückseite des Glases schuf er einen vielschichtigen Aufbau, der für dreidimensionale Wirkung und Tiefe sorgt. Die Ausführung der Fenster ist von hoher Qualität und seine Werkstatt konnte sich durchaus mit den Münchner Werkstätten wie der Königlichen Glasmalereianstalt messen.

Die Ravensburger Glasfenster

Die Geschichte des Kirchenbaus ist älter als die Geschichte der evangelischen Gemeinde an diesem Standort in Ravensburg. Ursprünglich als Teil des Karmeliterklosters ab 1359 errichtet, war die Kirche seit der vergleichsweise späten Einführung der Reformation 1544/45 Gotteshaus der evangelischen Gemeinde. 1554 folgte eine Vereinbarung über die konfessionelle Aufteilung der Kirche: Der Chor diente weiterhin den Karmelitermönchen für den Gottesdienst, während das Langhaus – baulich abgetrennt – der evangelischen Gemeinde zur Verfügung stand. Eine Lösung, die vergleichbar in Biberach, aber auch in Augsburg und Dinkelsbühl umgesetzt wurde und im Alltag wohl nicht immer reibungslos verlief.

Durch die Säkularisierung des Klosters kam die Kirche 1806 endgültig in den Besitz der evangelischen Gemeinde. Seit 1841 sind Umbauarbeiten der Kirche zu verzeichnen, die 1859 bis 1862 zu einer umfangreichen neugotischen Umgestaltung nach Plänen des Ravensburger Bauinspektors Gottlieb Pfeilsticker führten. Anstelle der heute sichtbaren flachen Decke wurde ein verputztes Holzgewölbe mit stuckierten Rippen eingezogen, der Bodenbelag erneuert sowie eine umfangreiche neue Ausstattung (Kanzel, Altar, Taufstein, Gestühl, Orgel) angeschafft. Eine wesentliche Veränderung stellte auch die Neuverglasung der gesamten Kirche dar. Im Zuge der Einwölbung der Kirche wurden Fensteröffnungen versetzt oder vorhandene Fenster – wie im Chor – in ihrer Höhe verkürzt.



2 Feld aus dem Kistenbestand. Ursprünglich aus dem Fenster nVII, Feld 5 c: Vergleich des Klotz-Hintergrundes (unten) mit dem von Mittermaier (oben).

vergleichbar hohe Anzahl an Fenstern. Ebenso ist die Art der Darstellung als große, die Fenster beherrschende Standfiguren selten, meistens kennt man Kopf- oder Brustbilder. Nach heutigem Stand handelt es sich also um sehr früh entstandene und einzigartige Fenster.

Ludwig Mittermaier (1827–1864)

Ludwig Mittermaier, 1827 als Sohn eines Dekorationsmalers geboren, besuchte die Volksschule in Lauingen und anschließend die Kunstschule in Augsburg. Diese verließ er nach acht Monaten, um als Maler zu arbeiten und seiner Mutter und Schwester einen Lebensunterhalt zu sichern. In seiner Jugend verlor er sein Gehör, nachdem er einen Freund aus dem Wasser und ihm damit das Leben gerettet hatte. 1847 begann er seine schriftstellerische Tätigkeit, verfasste ein Sagenbuch und – wie es in der Allgemeinen Deutschen Biographie heißt – „viele hübsche Erzählungen für die reifere Jugend“.

Parallel begann er, sich mit der Glasmalerei auseinanderzusetzen. Mithilfe der Meissner Porzellanmanufaktur und zahlreichen anderen Gönnern experimentierte er mit Glasmalfarben und Bränden seit 1850 und eröffnete 1853 offiziell die Glasmalerei Mittermaier in Lauingen, mit dem von ihm selbst 1858 formulierten Anspruch: „Nur wer erkennt – den Geist der Alten – kann auch das Neue



3 Kellerlagerung der ausgebauten Glasfelder im angetroffenen Zustand.

Pfeilsticker, der ab 1843 Baurat in Ravensburg war, plante zum Beispiel auch das Schloss Montfort in Langenargen und die Fassade des Spitals in Bad Waldsee. Zeitgleich zu den Sanierungsarbeiten in Ravensburg erfolgten der Neubau der katholischen Kirche St. Gallus in Tettnang und die Umgestaltung der evangelischen Kirche in Leutkirch. In Ravensburg wurde Mittermaier von der evangelischen Kirchengemeinde mit der Fensterherstellung beauftragt, sämtliche Fenster wurden gestiftet. Bislang nur unzureichend bekannt ist die Entstehung des Fensterprogramms. Die Vermutung liegt nahe, dass es im Falle von Ravensburg keinen externen Beraterkreis – wie in anderen Fällen durchaus üblich – gab, sondern die Vorgaben von der Gemeinde selbst kamen.

Nach 40 Jahren kam es zu einer wesentlichen Veränderung an den Fenstern, da man die Kirche zunehmend als zu dunkel empfand. 1902 beauftragte man den Kunstglaser Klotz aus Ravensburg, sämtliche Teppichmuster der Kirchenfenster durch hellere zu ersetzen (Abb. 2). Nur das Fenster sXIII, mit der Darstellung Gustav Adolfs, besitzt heute noch den originalen Hintergrund seiner Entstehungszeit. Die Kirchengemeinderatsprotokolle geben Auskunft darüber, dass über die Jahre etliche Schäden



4 Abschließbare Schränke mit waagrecht gelagerten Glasfeldern nach der Umlagerung.

5 Bestandsaufnahmen der Glasfelder in den Kisten und Umlagerung.



am Gebäude entstanden. Auch an den Fenstern kam es unter anderem durch Vandalismus zu Fehlstellen und Sprüngen. In der Nachkriegszeit begannen die Überlegungen für verschiedene Baumaßnahmen, die zu Beginn der 1960er Jahre in einem umfassenden Plan für eine grundlegenden Sanierung mündeten. Dabei kam es auch zu Diskussionen über die Fenster. Zunächst war ein Austausch der gesamten Mittermaier-Verglasung geplant. Doch machten sich ab 1962 unabhängig voneinander verschiedene Personen für einen (zumindest teilweisen) Erhalt der Fenster stark. Einer der Befürworter war Hans Gottfried von Stockhausen, der mit den Entwürfen für die Neuverglasung betraut war. Nach mehreren Sitzungen, in denen die Kirchengemeinde zusammen mit den Vertretern des Oberkirchenrates und der Denkmalpflege sowie Stockhausen diskutierte, fand man den Kompromiss, dass die Reformatorfenster eingebaut blieben und die übrige Verglasung ausgebaut und in Kisten eingelagert wurde.

Bestandsaufnahme der Glasfenster in den Kisten und Umlagerung

Im Zuge der Vorbereitungen zu den jetzt anstehenden Arbeiten in der Kirche rückte der eingelagerte Bestand – insgesamt 15 Kisten mit Glasfeldern – wieder in das Bewusstsein der Beteiligten (Abb. 3). Unklar war zunächst, ob sich tatsächlich alle ausgebauten Fenster in den Kisten befanden. Unter Leitung des Landesamts für Denkmalpflege und in Zusammenarbeit mit der evangelischen Stadtkirche Ravensburg sowie der Fachhochschule Erfurt wurde der Bestand im Rahmen von zwei je zweiwöchigen Workshops nun systematisch erschlossen (Abb. 5). Bei den Kisten handelt es sich um handelsübliche Glaskisten, in denen die Felder, meist fensterweise, senkrecht gestellt und mit Holzwolle abgesichert wurden. Durch diese Lagerung haben sich die meisten Glasfelder verformt, was wiederum zu Glasbrüchen und -fehlstellen geführt hatte.

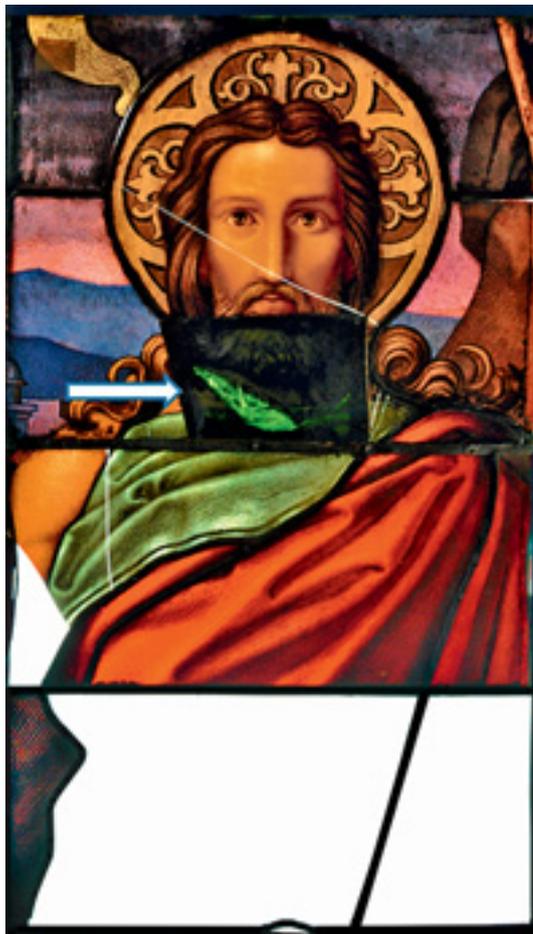
Jedes einzelne Feld wurde im Durchlicht und Auflicht fotografiert und der Zustand dokumentiert, bevor es in jeweils eine Schublade abgelegt wurde. Dabei wurden insgesamt über 400 Felder bearbeitet. Einzelne Glasstücke, die keinem Feld zugeordnet werden konnten, fasste man in Schubladen zusammen; kleinste Glasscherben wurden in Umschlägen gesammelt. Die Schubladen sind jetzt waagrecht in einen abschließbaren Schrank eingordnet (Abb. 4). Sämtliche Schubladen haben eine Kennzeichnung, die mit den digitalen Aufnahmen und grafischen Dokumentationen übereinstimmt. Felder, die einem Fenster der Kirche zweifelsfrei zugeordnet werden konnten, wurden entsprechend der international vereinbarten



Zählung des Corpus Vitrearum Medii Aevi zusätzlich benannt.

Neben den Scheiben, die aus der Werkstatt Mittermaier stammen, fanden sich auch Felder der Firma Klotz sowie Blankverglasungen.

Der umfangreichste Bestand ist Ludwig Mittermaier zuzuordnen, vor allem bei der Chorverglasung. Bis auf wenige Felder sind die drei Ostfenster noch vollständig erhalten. Dabei handelt es sich um eine Darstellung des auferstandenen Christus (Fenster I), der von zwei Marien zu seiner Rechten (Fenster III) sowie Johannes und Petrus zu seiner linken (Fenster II) flankiert wird (Abb. 6). Das große Westfenster über der Orgel mit der Dar-



6 Ostfenster: Collage mit den vorhandenen Feldern der drei Ostfenster im Chor von Jessica WYSTUB.

7 Feld aus dem Kellerbestand, ursprünglich aus dem Chormittelfenster, Feld 5b: Jesus-Kopf mit grünem Glas als Reparaturergänzung (s. Pfeil).

stellung König Davids ist unvollständig und in schlechtem Zustand erhalten.

Weitere Felder stammen hauptsächlich aus den Fenstern des nördlichen Seitenschiffs, die architektonische Umrahmung mit den Stifterwappen und -texten zeigten. Die Stifterwappen wurden in einem Fenster des Landgerichtsganges nach einem Entwurf von Stockhausen in den 1960er Jahren neu angeordnet und zusammengefasst.

Erstaunlich ist, dass sich trotz der ungünstigen Lagerung und der 1 bis 2 mm dünnen, relativ großen Glasstücke Mittermaiers ein so großer Bestand erhalten hat.

Die original verbleiten Felder sind relativ stabil, weisen jedoch durch Glasfehlstellen und Glasbrüche Verluste oder Verformungen auf. Die meisten dieser Schäden sind nicht nur auf die senkrechte Lagerung, sondern auch auf den Ausbau der Fenster zurückzuführen, andere müssen bereits vorher bestanden haben, wie vorhandene Reparaturstellen belegen. So wurde zum Beispiel am Gesicht Jesu eine farbige Glasscheibe innenseitig vor der Fehlstelle befestigt (Abb. 7).

Weiter konnten punktuelle Malschichtverluste festgestellt werden. Die Qualität der ausgebauten Glasmalereien entspricht denen der Reformatorfenster.

Während der Bestandsaufnahme der Felder fielen zwei Arten von Beschriftung der Felder auf. Kleine

Glossar

Email

Als Emails bezeichnet man farbige Glasmalfarben, die aus einem färbenden Metalloxid und pulverisiertem Glas (Fluss) bestehen. Je nach Metalloxyd werden unterschiedliche Flüsse verwendet, die entweder mit dem Metalloxyd zusammengeschmolzen und dann pulverisiert werden oder im trockenen Zustand miteinander vermischt und mit einem Bindemittel wie Öl oder Wasser angerieben werden.



8 Fenster sII, Feld 7b:
Oben: kleine Beschriftung „II 10“ (s. blauer Pfeil): eingebraunte Markierung, die auf mehreren Glasstücken zu finden sind. Große Beschriftung „XII III“ (s. roter Pfeil): vermutlich uneingebraunte Markierung. Unten: Beschriftung des letzten Ausbaus „13/12“ der 1960er Jahre.

9 Detail des Brenz-Kopfes (Fenster sXII, Feld 3b).

Entwurfskartons

Der Karton ist die Bezeichnung für den Künstlerentwurf in Originalgröße des Fensters, jedoch ohne farbige Darstellung. Auf stärkerem Papier oder Karton wird der Entwurf des Fensters 1:1 aufgezeichnet und zum Teil detailliert ausgearbeitet. Dies dient zur direkten Übertragung des Entwurfs auf das Glas oder als Anhaltspunkte während des Malvorganges.

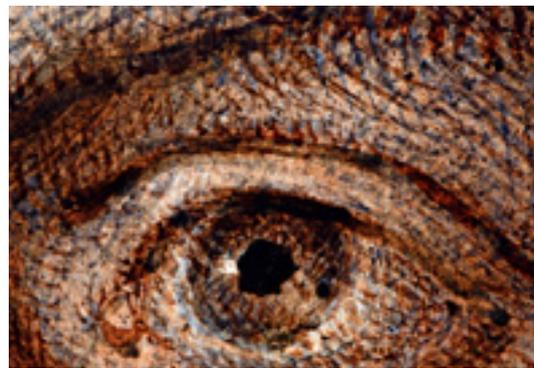
10 Innenseitige Wasserablaufspuren am Brenz-Fenster.

Nummern und Buchstaben, zum Teil in Kombination, wurden innenseitig mit der Konturfarbe auf die Glasstücke gemalt und eingebrannt (Abb. 8, blauer Pfeil). Diese dienten wahrscheinlich der Feldzuordnung der Glasstücke während des Malerei- und Brennvorgangs oder als Gedankenstütze für den weiteren rückseitigen Glasmalereiauftrag. Weitere größere Kennzeichnungen mit römischen oder arabischen Zahlen sind bei vereinzelt Feldern als innenseitige Schattenzeichnungen zu erkennen, die nur im Auflicht sichtbar sind und wahrscheinlich den Einbau erleichtern sollten (Abb. 8, roter Pfeil). Für die damalige Zeit ungewöhnlich war eine Kennzeichnung der Felder beim Ausbau 1964/65, die sich ebenfalls bis heute erhalten haben (Abb. 8). Gleichzeitig wurden Fensterskizzen den einzelnen Kisten beigelegt, auf denen sich die Nummerierungen der Felder wiederfinden und die eine Zuordnung der Kistenbestände erleichterte.

Musterrestaurierung am Brenzfenster

Die Reformatorfenster wurden, nachdem ihr Erhalt am ursprünglichen Bestimmungsort vereinbart war, in den 1960er Jahren restauriert. Dafür wurden sie ausgebaut, und es kam zu einer kompletten Neuverbleiung. Fehlstellen erhielten Ergänzungen mit neu gemaltem Glas. Einzelne Reparaturarbeiten an den Fenstern sind in den Folgejahren bis 2011 nachgewiesen.

Bereits 2015 fand eine Untersuchung dieser Fenster im eingebauten Zustand durch eine Diplomrestauratorin statt. 2016 wählte man anhand des



Untersuchungsberichts fünf exemplarische Felder aus, um sie innerhalb des Projekts vertieft zu begutachten und anschließend zu restaurieren. Die erworbenen Kenntnisse zur Technik Mittermaiers, zu den Schadensphänomenen und den Restaurierungsmöglichkeiten fließen in das denkmalpflegerische Konzept zum Umgang mit den Fenstern ein und sind Basis für die anstehende Ausschreibung.

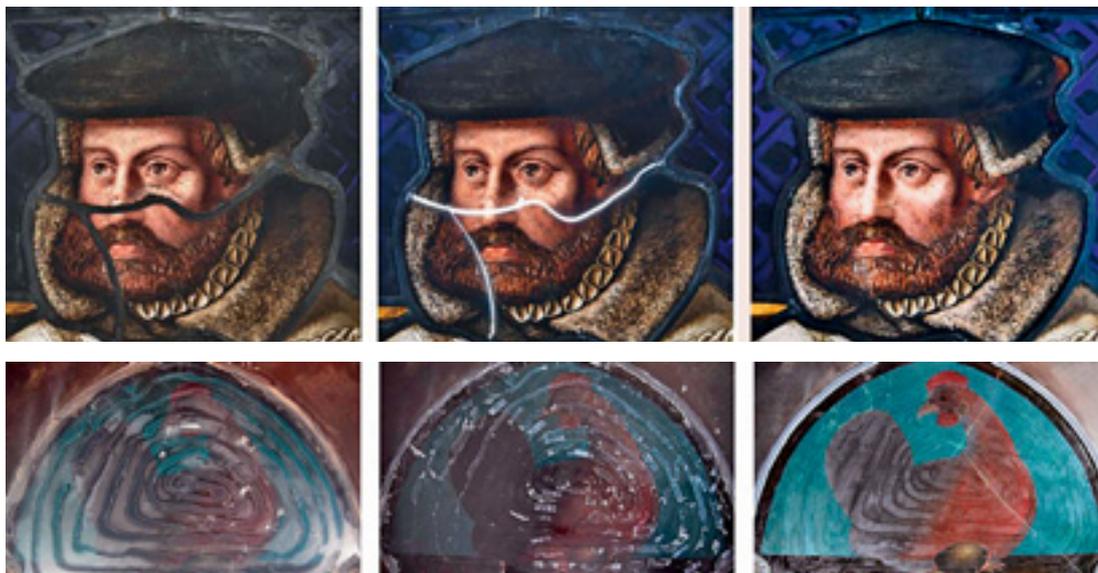
Mittermaiers Malerei ist ein vielschichtiger Aufbau von innenseitigem schwarz-braunem Schwarzlot, das mal als Überzug vertrieben, mal als Halbton geschwemmt und als Kontur gemalt und, als letzter Arbeitsschritt, partiell ausradiert wurde. Rückseitig wurden verschiedenfarbige Emails in unterschiedlichen Stärken und Silbergelb aufgetragen. Bei den Inkarnaten tritt Mittermaiers künstlerische Handfertigkeit besonders hervor. Hier wurden zusätzlich Emailfarben wie Rosa als Grundton vertrieben und anschließend mit farbigen Strichschraffuren eine Hauttextur imitiert (Abb. 9).

Ein rückseitig dünn aufgetragener matt-weißer Überzug dient zum einen zur Dämpfung von blanken Hintergründen und zum anderen zu einem abschließenden Abblenden der verschiedenen Farbaufträge.

Bei der Restaurierung in den 1960er Jahren waren zahlreiche Sprungbleie, die teilweise durch Gesichter laufen, eingesetzt sowie einige Glasstücke während des Verbleiens gedreht beziehungsweise verkehrt herum eingebaut worden. Über der gesamten Glasoberfläche der Innen- und Außenseiten sind neben flächigen Resten der Verkittung Wasserablaufspuren sichtbar, die sich an den Steinmaßwerken und den darunterliegenden Wänden fortsetzen (Abb. 10). Während der Musterrestaurierung legte man Probeflächen zur Abnahme beziehungsweise Reduzierung der Verkittungs- und Ablaufspuren an.

Zur besseren Lesbarkeit entfernte man die Sprungbleie im Gesicht von Brenz (sXII, Feld 3b) und klebte die Sprünge (Abb. 11). Im Bereich der Henne diente rückseitig eine Doublierung, mit Silikon aufgebracht, als Sprungsicherung. Diese wurde entfernt und die Sprünge neu verklebt (Abb. 12).





11 Kopf von Brenz (Fenster sXII, Feld 3b) im Vor-, Zwischen- und Nachzustand; Herausnahme der Sprungbleie.

12 Henne (Fenster sXII, Feld 1b) im Vor-, Zwischen- und Nachzustand; Abnahme der rückseitigen Doublierung.

Resümee und Ausblick

Für den dauerhaften Schutz der Fenster ist eine Außenschutzverglasung maßgeblich. Sie kann auch helfen, die Maßnahmen an den einzelnen Feldern zu reduzieren, wenn diese zukünftig nicht mehr als Wetterschutz dienen müssen. Außerdem wird die außenseitige Bemalung vor der Witterung geschützt und ein weiterer Verlust vermieden.

Die eingelagerten Felder sind so gesichert, dass weitere Schäden verhindert werden. Eine Restaurierung oder ein Wiedereinbau ist nicht vorgesehen.

Auch über die Werkstatt Mittermaier konnte inzwischen etliches Material zusammengetragen werden. Nach Ludwig Mittermaiers Tod wurde die Werkstatt durch einen Nachfahren, Bernhard Mittermaier, weitergeführt. Zahlreiche Fenster, die sich durchaus auf Augenhöhe mit Werken der großen Münchner Firmen der Zeit befanden, entstanden bis zur Auflösung der Werkstatt 1910. Zwei Bewerbungschriften für das Ulmer Münster zeugen auch von einem gewissen Selbstbewusstsein und Selbstverständnis der Firma: 1867 bewarb sie sich für die Restaurierung der mittelalterlichen Fenster und etwa zehn Jahre später für die Neuverglasung. Allerdings hat sie keinen der beiden Aufträge bekommen.

Das Projekt und die dabei gewonnenen Erkenntnisse werden während einer Ausstellung und einem Fachkolloquium der Öffentlichkeit vorgestellt. Es ist geplant, die Ergebnisse 2018 zu publizieren.

Literatur und Quellen

Kathrin Rahföth: Untersuchungen/Maßnahmenkonzeption der evangelischen Stadtkirche in Ravensburg, unveröffentlichtes Manuskript, Erfurt 2015.

Alfred Lutz: Gottlieb Pfeilsticker (1811–1866). Wegbereiter der historistischen Architektur in Ober-

schwaben, in: Ulm und Oberschwaben, Band 55, Ulm 2007, S. 305–357.

Andreas Schmauder: Evangelische Stadtkirche Ravensburg, Kirchenführer, Ravensburg 2003.

Elgin Vaassen: Bilder auf Glas. Glasgemälde zwischen 1780 und 1870, München 1997, S. 150–155.

Max Springer: Die Glasmalerei-Anstalt Mittermaier in Lauingen, in: Nazarener in Schwaben, Augsburg 1990, S. 241–254.

Elgin Vaassen: Bemerkungen zu schwäbischen Glasmalern des 19. Jahrhunderts, besonders zu Ludwig Mittermaier (1827–1864) aus Lauingen, in: Nazarener in Schwaben, Augsburg 1990, S. 220–240.

Heinrich Detzel: Der Glasmaler Ludwig Mittermaier, in: Archiv für christliche Kunst Nr. 3–6, Stuttgart 1889.

M. E. Eggel: Die evangelische Kirche in Ravensburg, Ravensburg 1871.

J. L. Bautenbacher: Leben und Werke des Glasmalers Ludwig Mittermaier, in: Jahresbericht des Historischen Kreisvereins im Regierungsbezirke von Schwaben und Neuburg. Bd. 34, Günzburg 1869, S. 51–66.

C. Andrea: Einiges über den Glasmaler Ludwig Mittermaier in Lauingen an der Donau, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus Nr. 9, Stuttgart 1864, S. 129–134.

Ludwig Mittermaier: Glasmalerei als Kirchenschmuck, Lauingen 1858.

Dunja Kielmann
Susann Seyfert
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

Inkarnat

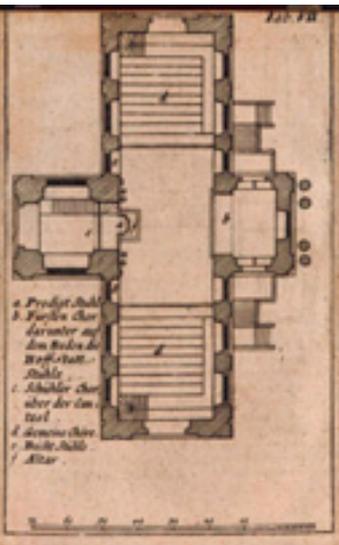
Die vom Künstler gewählten Farbtöne, die für die Darstellung nackter menschlicher Körperpartien, also der Haut, verwendet werden. Im Fall der Reformatorfenster betrifft dies die Gesichter und Hände der Personen.

Schwarzlot

Glasmalfarbe, die zum größten Teil aus oxidiertem Eisen- oder Kupferpulver (Hammerschlag) und einem Schmelzmittel, zerstoßbarem Bleiglas, besteht. Die schwarze Farbe wird mit Terpentinöl oder Wasser versetzt auf das Grundglas als Schattierung, Binnenzeichnung und Halbton aufgetragen. Beim Brennvorgang verbindet sich die verflüssigte Malfarbe unlösbar mit dem erweichten Grundglas.

Silbergelb

Gepulvertes Silber, das mit Lehm oder Ocker gemischt auf die Rückseite des Glases aufgetragen wird. Beim Brennvorgang verbindet sich das Silber mit der Glasoberfläche und färbt diese gelb. Ocker oder Lehm werden nach dem Brennen abgewaschen.



Kirche stellt sich quer

Die Suche nach dem „idealen“ evangelischen Kirchenbau in Baden-Württemberg

Evangelische Kirchenneubauten sind Monumente der Reformation, denn die Frage, wie ein evangelischer Kirchenbau in Abgrenzung zum katholischen Sakralraum überhaupt auszusehen habe, stellte sich zum ersten Mal in der Folge der Reformation. Seitdem und bis heute entstehen Kirchenneubauten daher mit dem Anspruch, eine neue und konfessionsspezifische Raumlösung oder Bauform darzustellen. Jede Zeit fand dafür jedoch eigene Lösungen.

Jörg Widmaier

Kirchenbau und Reformation

Evangelische Kirchenneubauten der vergangenen 500 Jahre gehören zum vielfältigen Denkmalbestand Baden-Württembergs. Über die Jahrhunderte haben sich Gebäudeform und Ausstattungsart solcher Neubauten zwar verändert, die Suche nach einer evangelischen Raumlösung auf Seiten von herrschaftlichen Auftraggebern, Kirchengemeinden und Architekten ist ihnen jedoch gemeinsam. Nicht alle Kirchen, die heute von evangelischen Gemeinden genutzt werden, haben automatisch eine eindeutig als „evangelisch“ erkennbare Gestalt; vor allem dann nicht, wenn – wie häufig der Fall – die Gebäude oder Teile ihrer Ausstattung noch aus vorreformatorischer Zeit überliefert sind. Wenn man jedoch keinen älteren Kirchenbau weiterverwenden konnte, sondern einen Neubau wünschte oder – etwa nach Brand- oder Kriegszerstörung – zu selbigem gezwungen war, stellte sich die Frage, welche bauliche Form und räumliche Anordnung überhaupt für die neue Glaubenslehre angemessen war. Die Frage nach dem idealen evangelischen Kirchenbau beant-

wortete jede Zeit in einer ganz eigenen Weise. Motive und Begründungen änderten sich dabei stets. Die Suche nach dem evangelischen Charakter kirchlicher Gebäude erzeugte eine fruchtbare Auseinandersetzung mit und eine produktive Gestaltung von Kirchenbauten. Einige von ihnen stehen heute unter Denkmalschutz. Diese sollen im Folgenden präsentiert werden.

Kirche stellt sich quer: die zentralisierte Sakralbauform der frühen Reformationszeit

Frühe evangelische Kirchenneubauten waren häufig getragen von finanzkräftigen Auftraggebern, die zudem ein aktives Interesse an der Repräsentation des neuen Glaubens hatten. Oft waren es daher Schlosskirchen, gebaut von und für evangelische Landesherren. Einige dieser Neubauten fallen durch ihre Gestaltung auf, denn sie sind querorientiert und ihre liturgischen Einrichtungsgegenstände sind räumlich zentriert. Die „zentralisierende Tendenz“, die häufig bereits im Außenbau wie im Grundriss erkennbar wird, ist von der inneren funktionalen Raumordnung, der Liturgie, her gedacht. Die Gemeinde sollte an der Liturgie in stärkerem Maße als bisher teilhaben, denn es ging nicht mehr nur um den sakralen Charakter eines Kirchenraumes, sondern um die Gemeinschaft als Zentrum einer lebendigen Kirche. Statt auf einen abgegrenzten Chorraum als Ort priesterlicher Liturgie blicken zu können, sollte sich die Gemeinde um den in der Mitte des Gebäudes stehenden Altar und die ebenso zentral gelegene Kanzel versammeln.

Im Auftrag Herzog Christophs entstand in der Residenz Stuttgart ab 1558 eine Quersaalkirche nach Entwürfen des Baumeisters Aberlin Tretsch für das Renaissanceschloss (Abb. 1). Die Schlosskirche ge-

1 Stuttgart, Schlosskirche, ab 1558 nach Entwürfen des Baumeisters Aberlin Tretsch für das Renaissanceschloss errichtet. Das Erscheinungsbild im Inneren ist durch Umgestaltungen des 19. Jahrhunderts geprägt.





laufenden Empore – vor allem vom nördlich gelegenen Fürstenstand – aus sollten die Einrichtungen für die evangelische Liturgie einsehbar sein. Denn wie in der Kirchenordnung von 1536 festgelegt, sollte das Geschehen in einem ganz nach reformatorischen Prinzipien gestalteten Raumgefüge gut erlebbar sein. Gleichwohl vollzog sich dabei, ebenfalls evangelischer Auffassung entsprechend, eine gewisse Bedeutungsverschiebung vom Altardienst hin zum Wortgottesdienst und der Predigt. Eine Altarliturgie jedenfalls fand in evangelischen Kirchen nur im Zuge der seltenen Abendmahlsfeiern statt. In der Stuttgarter Schlosskirche beispielsweise wünschte Herzog Christoph diese nur noch monatlich und anderenorts wurde bis in das 18. Jahrhundert hinein das Abendmahl nur noch zu den hohen kirchlichen Festtagen ausgeteilt. Weitaus häufiger waren dagegen die Predigtgottesdienste, die auch die Bedeutung der Kanzel im evangelischen Kirchenraum verständlich werden lassen (Abb. 2).

2 Stuttgart, Schlosskirche: Eine der 12 steinernen Tafeln des Altares von Sem Schlör zeigt die Kanzelpredigt. Aufnahme von 1927.

hört nicht nur zu den frühesten evangelischen Kirchenneubauten im Herzogtum Württemberg, sondern ist als „der früheste, kirchliche Bau auf deutschem Boden, der mit Überlegung den besonderen Bedürfnissen des protestantischen Gottesdienstes gerecht zu werden sucht“ betitelt worden (Dehio 1908/1964). Die Stuttgarter Schlosskirche reiht sich in die Tradition älterer herrschaftlich getragener evangelischer Kirchenbauten ein (vgl. Neuburg an der Donau oder Torgau). Das heutige Erscheinungsbild des Kirchenraumes ist, ebenso wie seine bauliche Substanz, ein gewachsenes Ganzes aus Bauteilen des 16. Jahrhunderts, Umgestaltungen des 19. Jahrhunderts sowie Ergänzungen aus der Phase des Wiederaufbaues nach Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Jede bauliche Veränderung hat auf ihre Weise Vorstellungen des evangelischen Kirchenbaus im Baubestand zum Ausdruck gebracht. Die Querorientierung des Kirchenraumes ist sicherlich die große Innovation der Reformationszeit im Herzogtum Württemberg; der mittig an der stark verkürzten Längsseite angeordnete polygonale Choranbau dagegen könnte ebenso zur ursprünglichen Konzeption gehören wie zu einer späteren Umbauphase. Aus der späteren neogotischen Umgestaltung des 19. Jahrhunderts stammt ein Großteil der Ausstattung. Die Kanzel befindet sich – trotz Erneuerung in Einzelteilen – noch heute an ihrem ursprünglichen Platz. Sie und die ehemals auf einer gemauerten Orgelempore im Chorpolygon befindliche Orgel nahmen als wichtige Elemente des Gottesdienstes eine prominente Lage im Kirchenraum ein, ebenso der Altar, der wohl freistehend vor dem Chorbogen und nahe der Querachse aufgestellt war. Von allen Plätzen im Erdgeschoss und auf der dreiseitig um-

17. Jahrhundert: „ein gerichteter Raum, in dem Musik, Wort und Sakrament in einer Linie liegen“

Bei kleineren Landkirchen entschieden sich die evangelischen Gemeinden der Frühen Neuzeit, die einen Neubau benötigten, in den meisten Fällen für die traditionelle Bauform des chorlosen und einschiffigen längsrechteckigen Saals. Die Vorstellung vom liturgischen Einheitsraum sollte die nächsten drei Jahrhunderte einflussreich bleiben. Beispiele für solche Kirchenneubauten sind etwa von Heinrich Schickhardt, dem herzoglichen Hofbaumeister Württembergs, entworfen und ausgeführt worden. Bereits die im 17. Jahrhundert entstandenen Kirchenbauten zeichnen sich vor allem durch die offene Raumgestaltung aus, die auf eine räumliche Separierung durch eingezogenen Chorbereich meist komplett verzichtete. Da es solche Raumlösungen auch im katholischen Kirchenbau gab, sind diese Saalkirchen nicht allein anhand der archi-



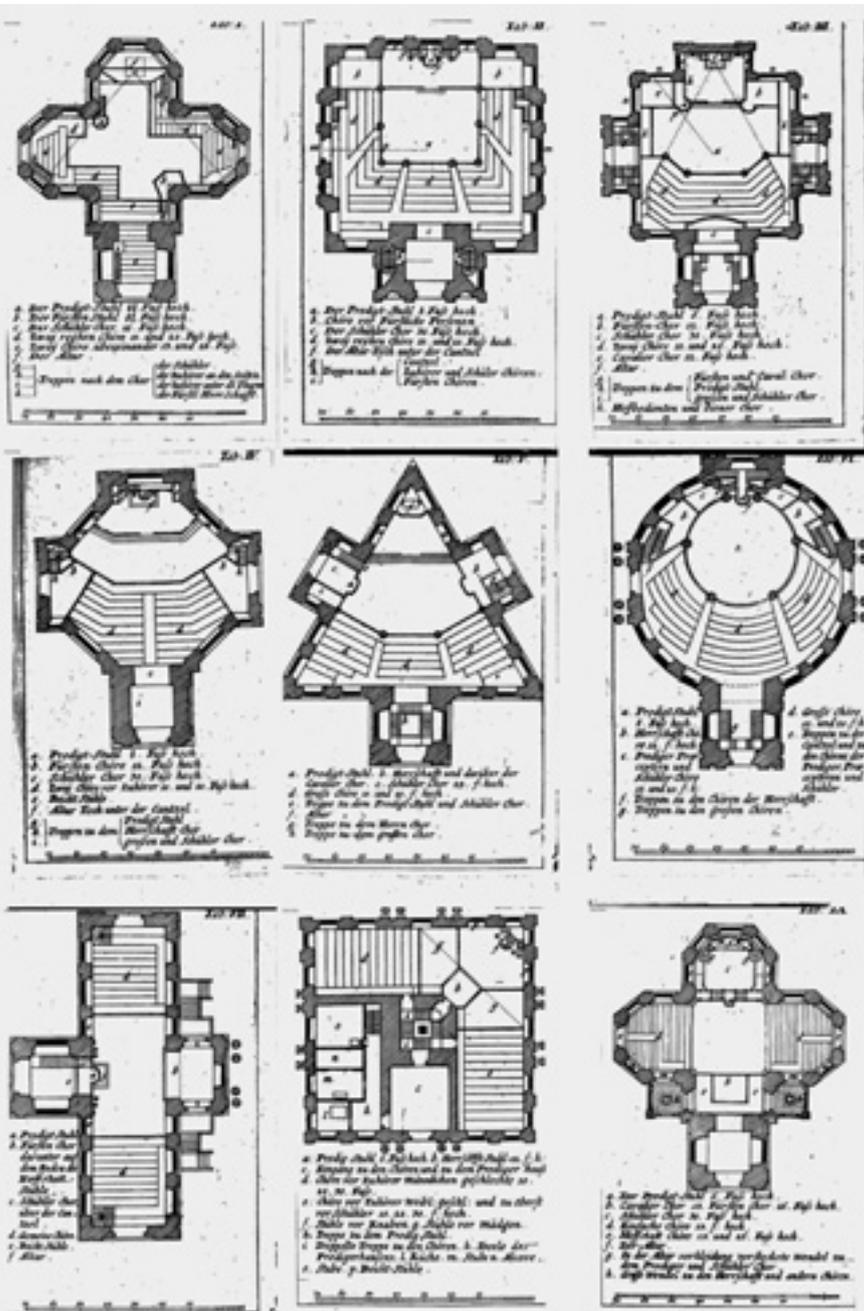
3 Heidelberg, Providenzkirche, ab 1659 nach Plänen von Theodor Reber erbaut. Reproduktion nach einem Stich von Joh. Schweizer.

tektionischen Gestalt des Äußeren konfessionell bestimmbar.

In den Städten favorisierte man auf evangelischer Seite Kirchenbauten in zurückgenommener Formensprache. Nach Bestätigung des Rechts auf freie Religionsausübung entschieden sich die Heidelberger Lutheraner im Jahr 1650 dezidiert gegen den Wiederaufbau der Ruine des ehemaligen Dominikanerklosters in der Vorstadt als Gotteshaus. Stattdessen errichteten sie auf dem Nachbargrundstück einen Neubau. Die so genannte Providenzkirche ist als erster evangelischer Kirchenneubau in der Stadt nicht nur ein bedeutendes Zeugnis der Reformation, sondern blieb in ihrer Gestalt auch an zeitgenössischen Architekturtraktaten orientiert (Abb. 3). Motiviert von der Herausforderung, einen ihrer Konfession angemessenen Bautyp zu erschaffen, entstand eine vorerst turm-

lose Saalkirche. Inspirierend wirkten dabei Schriften wie die 1649 vom Architekturtheoretiker Josef Furtenbach veröffentlichte Schrift „Kirchen Gebäw. Der erste Theil In was Form und Gestalt...“. Darin waren einige Anweisungen zur Gestalt des evangelischen Kirchenbaus nach dem Dreißigjährigen Krieg zu finden. Eine ideale evangelische Kirche war demgemäß „ein Längsbau, rechteckiger, flach gedeckter Saal, mit niedrigem, schmalem, gewölbtem Chor, dort der Altar, darüber die Kanzel, darüber die Orgel. Vor dem Altar der Taufstein. Empore im Westen. Im Westen sitzen die Männer, vorne die Frauen und Kinder. Ein gerichteter Raum, in dem Musik, Wort und Sakrament in einer Linie liegen!“. Die beschriebene lineare Anordnung von Orgel, Kanzel und Altar spiegelt die drei Elemente protestantischer Liturgie, entsprechend der lutherischen Gottesdienstordnung wider. Daraus sollte sich die Kanzel-Altar-Wand als zentral gelegenes und charakteristisches Ausstattungselement vieler evangelischer Kirchenräume vor allem des 18. Jahrhunderts entwickeln.

4 Verschiedene Grundrissmöglichkeiten des evangelischen Kirchenbaus nach Leonard Christoph Sturms „Architectonisches Bedencken von protestantischer kleinen Kirchen Figur und Einrichtung“ (Hamburg 1712).



18. Jahrhundert: „Architectonisches Bedencken von protestantischer kleinen Kirchen“

Anfang des 18. Jahrhunderts veröffentlichte Leonard Christoph Sturm seine Bücher „Architectonisches Bedencken von protestantischer kleinen Kirchen Figur und Einrichtung“ (Hamburg 1712) und „Vollständige Anweisung aller Arten von Kirchen wohl anzulegen“ (1718). Hier präsentierte er unterschiedliche geometrische Grundrissformen und erläuterte Vorzug und Nachteil des jeweiligen Raumkonzeptes für den evangelischen Gottesdienst. An diesen Veröffentlichungen – die spätere Fassung beschäftigt sich neben dem evangelischen Kirchenbau auch mit Raumlösungen für die römisch-katholische Kirche – lässt sich das gesteigerte Interesse der Zeit an charakteristischer, konfessionsspezifischer Architektur erkennen (Abb. 4). Für den deutschen Südwesten waren solche konfessionellen Eigenheiten nicht nur nach katholischen oder evangelischen, sondern auch gemäß lutherischen und reformierten Vorstellungen zu unterscheiden. Sowohl Ideen Luthers als auch Calvins hatten Einfluss auf das Idealbild des Kirchenraumes und die Möglichkeit seiner künstlerischen Ausgestaltung.

Die Michaelskirche von Tuningen (Schwarzwald-Baar-Kreis) wurde als Querkirche mit polygonalem Sakristeianbau zwischen 1728 und 1731 nach Plänen des Landbaumeisters Maier für die lutherische Gemeinde erbaut. Trotz der späteren historisierenden Umgestaltung von 1901 durch Heinrich Dolmetsch ist noch die ältere Ausstattung erhalten, die eine Vorstellung vom verhältnismäßig



5 Tuningen (Schwarzwald-Baar-Kreis), Michaelskirche, 1728 bis 1731 nach Plänen des Landbaumeisters Maier aus Stuttgart errichtet. Die Innenansicht zeigt Kanzel und Altar mit Altargitter und Kreuzaufsatz.

reich ausgestalteten lutherischen Kirchenraum des 18. Jahrhunderts ermöglicht. Hier sind vor allem die Kanzel, das Fünf-Wunden-Kreuz und das schmiedeeiserne Altargitter zu nennen (Abb. 5). Betritt man dagegen ein in reformierter Tradition stehendes Gotteshaus, so lässt sich dieses herkömmlicherweise recht eindeutig anhand seiner nüchternen Erscheinung, der zurückhaltenden Farbgebung sowie dem reduzierten Einsatz von Ausstattungselementen erkennen. Ohne Bilder und normalerweise sogar ohne das Kreuz sind diese Kirchenräume vom reformierten Verständnis des alttestamentlichen Bildverbots her gedacht. Denn schon 1536 hatte Johannes Calvin Kritik an unangemessener Pracht der Gotteshäuser geäußert, für ihn waren weder die altgläubigen noch die lutherisch-evangelischen Kirchen in ihrer Bildlichkeit angemessen. Kirchen dienten ihm als funktionale Gebäude für die gottesdienstliche Versammlung reformierter Gemeinden, auf jeden unnötigen Schmuck war daher zu verzichten.

In Heiligkreuzsteinach (Rhein-Neckar-Kreis) wurde zwischen 1744 und 1746 eine Kirche für die reformierte Gemeinde aus den umliegenden Dörfern erbaut. Die einfache spätbarocke Saalkirche zeichnet sich durch ihre zurückgenommene Farbgebung und die reduzierte Ausstattung in naturbelassenen Materialien aus. Im Innenraum sind Altar und Kanzel an einer Langseite angebracht und die Bänke gemäß reformierter Tradition auf den Ort der Verkündigung ausgerichtet (Abb. 6). Noch heute lässt sich an diesem Kulturdenkmal die schlichte, aber qualitätvolle Raumgestalt einer reformierten Kirche des 18. Jahrhunderts ablesen.

19. Jahrhundert: Regulierung und Sakralisierung des evangelischen Kirchenbaus

Ab dem beginnenden 19. Jahrhundert wurde die Frage nach dem angemessenen Kirchenbau evangelischer Prägung erneut kontrovers diskutiert. Grund dafür waren (kirchen-)politische Neuordnungen im jungen Königreich Württemberg ebenso wie im Großherzogtum Baden, die vermehrt zu interkonfessionellen Auseinandersetzungen oder zur Rückbesinnung auf eigene kon-

fessionelle Identitäten führten. Im Zuge der badischen Kirchenunion vereinigte man die seit dem 17. Jahrhundert in doppelter – lutherischer wie reformierter – Tradition bestehende evangelische Kirche. Sowohl in Baden als auch in Württemberg hatten diese Veränderungen Auswirkungen auf die Wahrnehmung des Kirchenneubaus als Möglichkeit konfessioneller Positionierungen. Nun verurteilte man die Architektur des Kirchenbaus des 18. Jahrhunderts im Rückblick als zu profan. In Württemberg traf diese Kritik vor allem die abfällig als Kameralamtskirchen bezeichneten spätklassizistischen Bauten, die zu sehr an zeitgleiche Verwaltungsarchitektur (Kameralämter) erinnerten (Abb. 7). Die Kritiker der Bauten forderten erneut eine Sakralarchitektur, also Gebäude mit sakralem Charakter. In Rückgriff auf mittelalterliche Traditionen sollte das sakrale Moment durch Absetzung des Altarraumes vom Gemeinderaum vollzogen werden. Der Altar wurde erneut als Ort sakramentalen Charakters gesteigert und nahm folglich eine hervorgehobene Position im Kirchenraum ein, wengleich die Kanzel ihre Bedeutung für den evangelischen Gottesdienst nicht einbüßte.

6 Heiligkreuzsteinach (Rhein-Neckar-Kreis), ehemalige reformierte Kirche, 1744 bis 1746 nach Plänen von Kaspar Valerius durch J. G. Kuntzelmann erbaut. Innenaufnahme von 1952.

7 Rosengarten-Westheim (Kreis Schwäbisch Hall), Martinskirche, 1848 nach Entwürfen des Haller Kreisbauinspektors Wilhelm Immanuel Pflüger errichtet.





8 Stuttgart, Johanneskirche, 1864 bis 1876 nach Plänen von Christian Friedrich von Leins im Stil französischer Kathedralgotik errichtet. Umsetzung des Eisenacher Regulativs.

Eisenacher Regulativ aus dem Jahr 1861

Mit dem Eisenacher Regulativ unternahm man den Versuch, durch unverbindliche Empfehlungen einen einheitlichen evangelischen Kirchenbau zu etablieren. In Form verschiedener Paragraphen legte man für künftige Neubauten gestalterische Angebote vor: Als Bauform für die Kirche sollte ein kreuzförmiger Längsbau mit Chor, Apsis und Querhaus angenommen werden. Der Chor sollte um mehrere Stufen erhöht sein, der Haupteingang zum Kirchengebäude hatte im Westen auf der Begehungsachse gegenüber dem Altar im Osten seinen Platz zu finden, während der Taufstein vor dem Chor fest installiert sein sollte. Die Kanzel platzierte man prominent am seitlichen Chorpfeiler. Die Orgel dürfe nicht über dem Altar angebracht sein, da dieser wieder als wichtigstes Element der Kirche angesehen wurde.

In Württemberg kamen die Vertreter eines Bau- und Raumkonzeptes nach Vorbild des Eisenacher Regulativs aus den Bereichen Theologie und Architektur, beispielsweise Carl von Grüneisen und Christian Friedrich von Leins. Letzterer zeichnete als führender württembergischer Architekt für den ersten protestantischen Neubau des 19. Jahrhunderts im Stadtgebiet Stuttgarts verantwortlich, die Johanneskirche (Abb. 8). Der am Feuersee gelegene Kirchenbau entstand zwischen 1864 und 1876 in jener Zeit, in der die Grundideen des Eisenacher Regulativs veröffentlicht und verbreitet wurden. Am Außenbau rekurriert die neogotische Kirche auf Vorbilder und Gestaltungsformen der klassischen französischen Kathedralgotik, während im Inneren eine umlaufende Empore und um den Chorschluss gruppierte Funktionsräume die Raumvorstellungen des evangelischen Kirchenbaus in der Funktion als Predigtkirche umsetzen. In beiden Aspekten – der Anbindung an ältere Bautradition und die Umsetzung evangelischer



9 Mannheim, Christuskirche, 1911 nach Plänen der Architekten Theophil Frey und Christian Schrade erbaut. Umsetzung des Wiesbadener Programms.

Raumvorstellungen – wird der Kirchenbau den Ideen des Eisenacher Regulativs gerecht.

Wiesbadener Kirchenbauprogramm des Jahres 1891

Die Hinwendung zu historischen Baustilen und Raumformen, wie sie in Nachfolge des Eisenacher Regulativs und im Zuge einer nationalen Identitätssuche im Ideal einer längsrechteckigen kreuzförmigen Kirche „gotischen Styles“ eingefordert und verwirklicht worden war, löste bereits Ende des 19. Jahrhunderts Gegenstimmen aus. Zu sehr fühlten sich Kritiker – vor allem aufgrund der erneut aufgegriffenen räumlichen wie funktionalen Trennung in Altar- und Predigtkirche – eher an katholische Messkirchen denn an protestantische Gemeindegemeinden erinnert. Als Folge der Unstimmigkeiten wurde das so genannte Wiesbadener Kirchenbauprogramm aufgestellt. Nach den neuen Vorstellungen sollte – wie bereits im Kirchenbau der frühen Reformationszeit – erneut die Gemeinde an zentraler Stelle um den Altar versammelt sein. So empfahl man die Errichtung von Zentralbauten. Die Kanzel, als gleichwertig mit dem Altar verstanden, sollte vor oder hinter diesem stehend platziert sein. Die neuen Auffassungen fanden in den evangelischen Konfessionen jedoch keine einheitliche Akzeptanz. Während man aus lutherischer Perspektive eine wiederholte Profanisierung des Kirchenraumes befürchtete, befürwortete man vor allem aus einer reformierten Tradition heraus die neuen Gestaltungsideen. Bis zum Kirchenbaukongress des Jahres 1906 führte man sowohl im Königreich Württemberg wie im Großherzogtum Baden Debatten bezüglich der Positionierung in Baufragen zwischen Eisenacher Regulativ oder Wiesbadener Programm. Schließlich veröffentlichten wichtige evangelische Zeitschriften wie die „Protestantische Kirchenzeitung“, die „Christliche Welt“ und auch die „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ Stellungnahmen, die das Wiesbadener Programm deutlich favorisierten.

In Mannheim wurde die Christuskirche der Architekten Theophil Frey und Christian Schrade am 1. Oktober 1911 eingeweiht (Abb. 9). Der in der Oststadt gelegene, vom griechischen Kreuz abgeleitete Zentralbau gehört zu jenen evangelischen Kirchenneubauten, die als Folge der Industrialisierung um die Jahrhundertwende für städtische Außenbezirke mit steigender Einwohnerzahl errichtet wurden. Der Jugendstilbau in Formen des „modernen Barock“ spiegelt die genannten kirchenbaulichen Reformbestrebungen des Wiesbadener Kirchenbauprogramms wider. Er folgt in der Konzeption der Idee einer zentralen Predigerkirche, die im Inneren mit kunstvoller Ausstattung den

Gottesdienst rahmen sollte. Zum Gesamtbild der Außenanlage gehören auch die chorseitig an den Kirchenbau angeschlossenen Konfirmandensäle sowie zwei Pfarrhäuser, die zusammen mit dem Kirchenbau eine Baugruppe bilden.

20. Jahrhundert: Nachkriegszeit und Moderne

Auch noch der moderne Kirchenbau ist von der Suche nach dem evangelischen Idealraum für den Gottesdienst geprägt. Als Beispiel kann die evangelische Versöhnungskirche in Marbach (Stadt Villingen-Schwenningen) angeführt werden. Die 1969/1970 nach Plänen Horst Lindes entstandene Kirche ist ein Zentralbau mit kristallin gebrochener und schräg versetzter Verkleidung aus Aluminium am Außenbau und Holztragewerk sowie Sichtbeton im Inneren. Durch die Anwendung neuer Bau- und Trägermaterialien ist bei dem Querkirchensaal auch eine Dynamisierung der Form feststellbar, die nicht zuletzt in den gegebenen Grundrissen und damit ebenso in einer neuen Raumdisposition mit liturgischer Ausstattung zur Geltung kommt. Die dabei feststellbare Tendenz der Zentralisierung kann – wie schon im 16. Jahrhundert – mit liturgischen Anforderungen erklärt werden. Zugleich reagiert die moderne Kirche – dezidiert die evangelische ebenso wie die katholische – auf zeitgenössische gesellschaftliche Anforderungen. Zunehmend wurden die Kirchenräume nun mit mobiler Einrichtung und beweglichen Prinzipalstücken ausgestattet und die liturgischen Zonen im kirchlichen Gemeindesaal aufgelöst. Dem Wunsch nach Öffnung der Kirche zur Welt entsprechen in baulicher Umsetzung solche multifunktionalen Bauten und Raumlösungen, die häufig in Form von Gemeindekomplexen – etwa Kirche mit Gemeindezentrum, Kindergarten und Kultureinrichtungen – als adäquates Modell kirch-

licher Einflussphären auch abseits des Gottesdienstraumes genutzt werden (Abb. 10).

Literatur

Inge L. Buttmi: Die Christuskirche in Mannheim. Kirchenbau nach dem Wiesbadener Programm, Heidelberg 2015.

Kathrin Ellwardt: Evangelischer Kirchenbau in Deutschland, Petersberg 2008.

Eva-Maria Seng: Der Evangelische Kirchenbau im 19. Jahrhundert – die Eisenacher Bewegung und der Architekt Christian Friedrich von Leins, Tübingen/Berlin 1995.

Hartmut Mai: Der evangelische Kanzelaltar. Geschichte und Bedeutung, Halle (Saale) 1969.

Leonhard Christoph Sturm: Vollständige Anweisung, alle Arten von Kirchen wohl anzugeben [...] Von Protestantischen Kirchen gehandelt, Augsburg 1718.

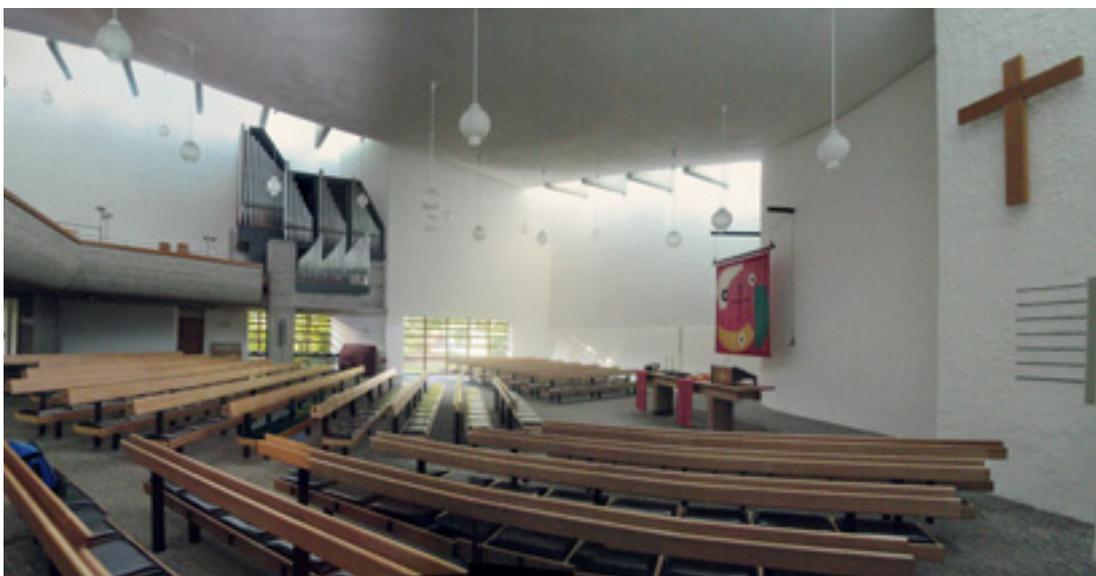
Josef Furttensch: KirchenGebäw. Der Erste Theil. In was Form und gestalt, nach gerecht: erforderender Mensur, der Länge, Braitte und Höhe, Augsburg 1649.

Praktischer Hinweis

Die Veröffentlichung der Landesdenkmalpflege zum Reformationsjahr 2017 ist kostenfrei erhältlich. Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Kulturdenkmale der Reformation im deutschen Südwesten. Stuttgart 2017 (s. auch Hinweis zur Neuerscheinung im Anhang).

Dr. Jörg Widmaier

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Tübingen*



10 Sonnenberg (Stadt Stuttgart), Evangelisches Gemeindezentrum, Baugruppe 1964 bis 1966 nach Plänen Ernst Gisels errichtet. Der Kirchenraum ist durch die Auflösung der liturgischen Zonen charakterisiert.



Sakrallandschaften im Wandel

Südwestdeutsche Klöster und die Reformation

Die konfessionellen Auseinandersetzungen im Zuge der Reformation bedeuteten für viele Menschen eine intensive Beschäftigung mit ihrer eigenen religiösen Situation. In ganz besonderem Maße traf dies auf Mönche, Nonnen und Kanoniker zu, deren Klöster und Stifte in vielen Territorien mit Einführung des evangelischen Glaubens aufgelöst wurden. Doch auch in weiterhin katholischen Gebieten waren die monastischen Einrichtungen mit erheblichen Veränderungen konfrontiert. Welche Konsequenzen hatten die konfessionellen Konflikte auf die Klöster und Stifte, auf ihr Umland, auf ihren Besitz und ihre spirituelle Bedeutsamkeit? Wie veränderte sich die städtische und ländliche Sakrallandschaft? Die Folgen der Reformation für die Klöster und ihre mittelalterlichen Gebäudekomplexe werden besonders in der Region des gemischt-konfessionellen Oberschwabens und im Vergleich zum evangelischen Herzogtum Württemberg deutlich.

Christina Vossler-Wolf

Die Reformation im Südwesten

Am Vorabend der Reformation befand sich das Klosterwesen in einer Krise. Die Verweltlichung monastischer Lebensweise und die Suche nach individueller Frömmigkeit führten am Ende des 15. Jahrhunderts zu zahlreichen Reformbemühungen und schließlich zu einer Erneuerung des Klosterlebens. In zahlreichen Klöstern erfolgten Um- und Neubauten, die deren wirtschaftliche Prosperität deutlich widerspiegeln. Andererseits war die Zahl der Klosterbewohner in vielen Fällen rückläufig, was einerseits dem großen Angebot an monastischen Lebensformen geschuldet war, andererseits aber auch darauf hinweist, dass die Diskussion um die richtige Form religiösen Lebens nicht wirklich entschieden war – wie die Reformation, wesentlich angestoßen durch den ehemaligen Augustinereremiten Martin Luther, wenige Jahre später zeigen sollte.

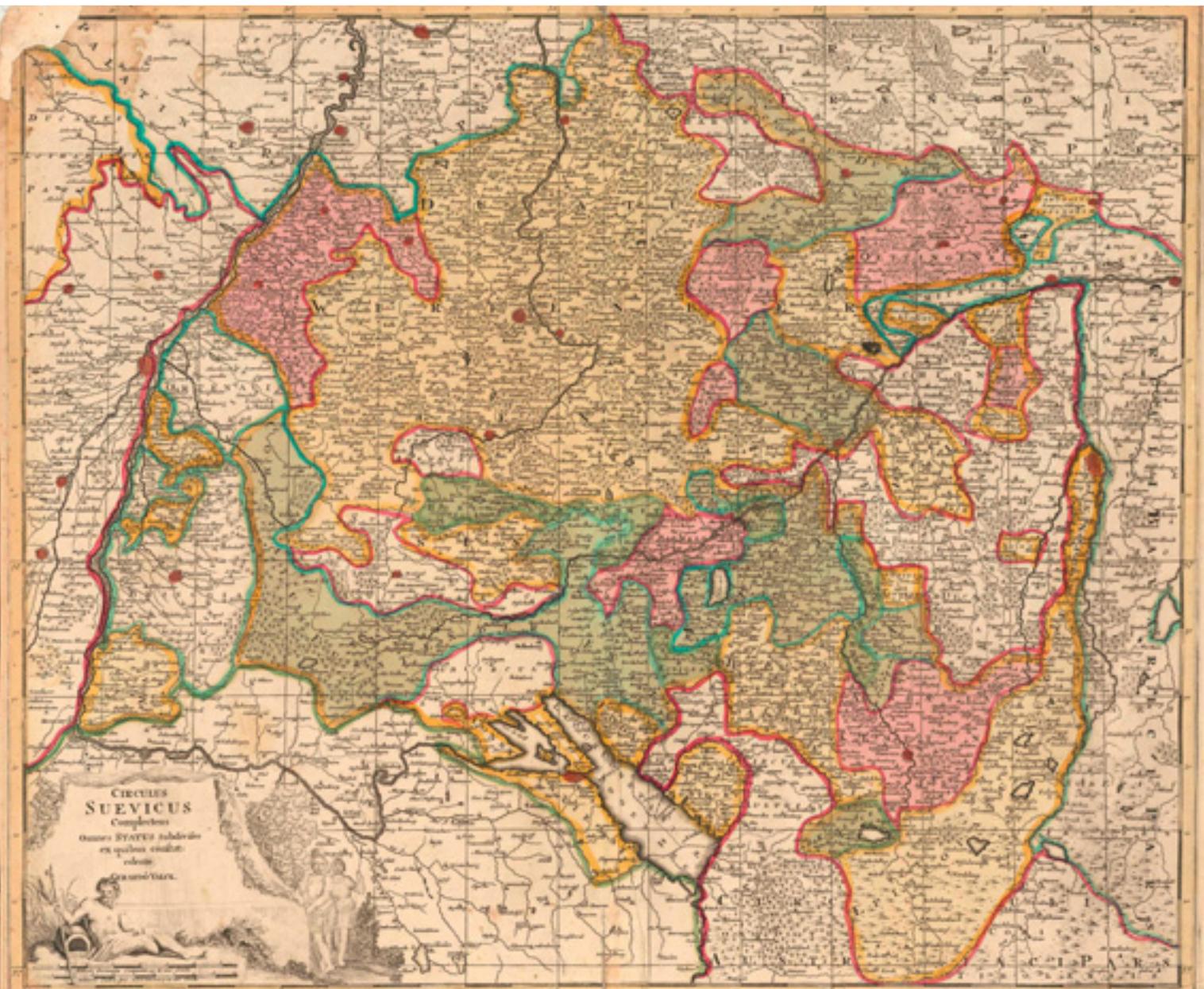
Die Situation der Klöster entwickelte sich in den einzelnen Territorien des Reiches sehr unterschiedlich, da die Vorgänge im Kontext der Reformation ganz verschieden waren. Für Oberschwaben stellt sich die Situation weitaus komplizierter dar als etwa für das benachbarte Württemberg, das nach einigen Turbulenzen 1534 durch Herzog Ulrich flächendeckend reformiert wurde. Hier wurden alle Klöster aufgelöst und das Kirchengut eingezogen. Mönche und Nonnen konnten aber, wenn sie evangelisch wurden, in ihren Konventen

bleiben, andernfalls mussten sie das Territorium verlassen. Zwar kam es im Kontext des Interims ab 1548 zu einer teilweisen Wiederbesiedlung der Klöster, doch mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 wurde das Herzogtum endgültig evangelisch.

Konfessionelle Vielfalt in Oberschwaben

Oberschwaben dagegen bildete nie ein geschlossenes Territorium und die Voraussetzungen für die Reformation waren schwierig (Abb. 1). Mit Oberschwaben ist eine Region umfasst, die sich zwischen Donau und Bodensee erstreckt und in der sich im Laufe des Spätmittelalters verschiedene, große und kleine Adelshäuser und Rittergeschlechter, freie Reichsstädte und reichsunmittelbare Klöster und Stifte etablieren und eine politische wie ökonomische Macht aufbauen konnten. Dementsprechend viele – oftmals gegensätzliche – Interessen werden daher im Zuge der Reformation fassbar. Nur einigen davon kann hier exemplarisch nachgegangen werden.

Besonders großen Einfluss hatte in Oberschwaben das Haus Habsburg, das über den 1488 gegründeten Schwäbischen Bund „den oberschwäbischen Raum zusammenhielt“, wie es Franz Brendle formuliert. Nur wenige Adelige im oberschwäbischen Raum wurden evangelisch, denn dies bedeutete einen offenen Konflikt mit dem habsburgischen Kaiser. Auch die bedeutenden



Adelsgeschlechter wie die Fürstenberger, die schwäbischen Hohenzollern und die Truchsess von Waldburg standen fast durchgehend eng zum Kaiserhof und damit zum Katholizismus. Ihre Treue wurde mit wichtigen Positionen in den Reichsbehörden und am Kaiserhof belohnt. Besondere Unterstützung erhielt die katholische Sache von den Reichsklöstern, die im oberschwäbischen Raum mit Weingarten, Salem, Ochsenhausen und Marchtal über großen politischen wie wirtschaftlichen Einfluss verfügten. Besonders der Weingartener Abt Gerwig Blarer trat für den Verbleib der Reichsprälaten bei der alten Kirche ein. Darüber hinaus waren hauptsächlich seit dem 13. Jahrhundert viele kleinere Klöster und religiöse Gemeinschaften gegründet worden, die als Ausdruck einer zunehmenden individuellen Frömmigkeit verstanden werden können. So zeigt sich Oberschwaben am Ende des Mittelalters als eine überaus dichte Klosterlandschaft mit etwa 80 Konven-

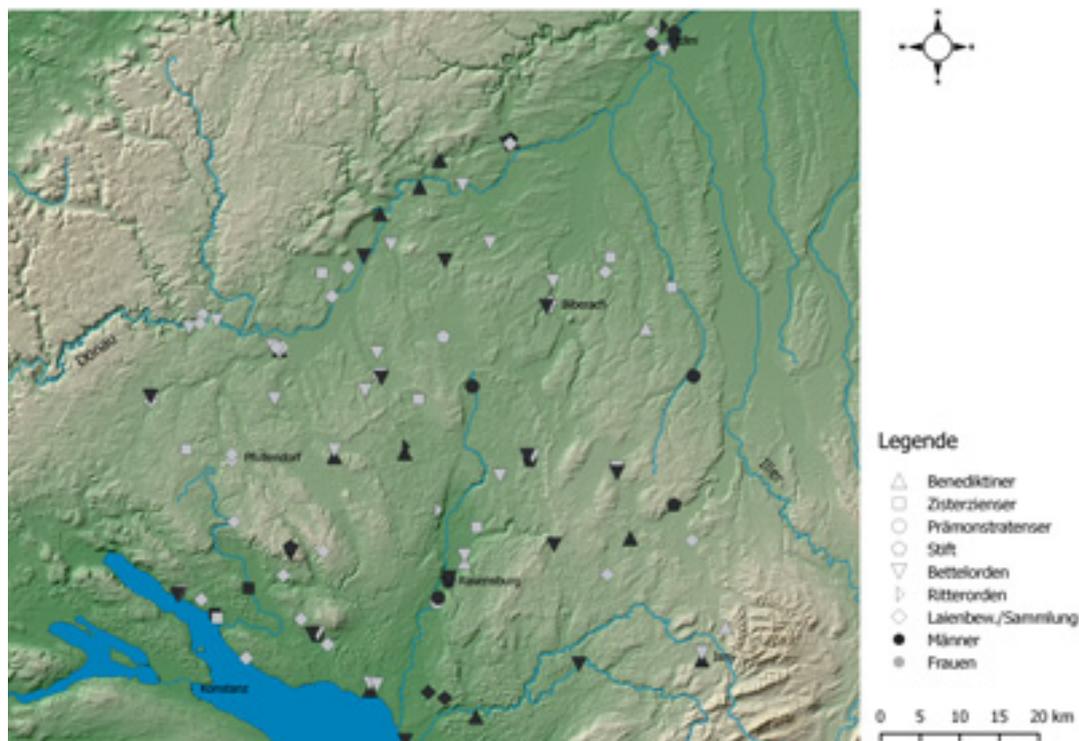
ten, in welcher der katholische Glaube tief in der Gesellschaft und im Alltag verwurzelt und durch die Klosterbauten in der Landschaft sehr präsent war (Abb. 2).

Neben den alten Orden entwickelten vor allem die Bettelorden eine große Anziehungskraft, aber auch viele kleine, laikal geführte Gemeinschaften schlossen sich zusammen. Für Oberschwaben fällt dabei die hohe Zahl der Schwesternsammlungen oder auch Beginenhäuser auf (Abb. 3a). Da diese Gemeinschaften meist in normalen Wohnhäusern in der Stadt lebten und eben keine spezifischen Gebäude entwickelten, sind sie heute im Baubestand nur schwer nachzuweisen.

Dagegen schlossen sich einige oberschwäbische Reichsstädte der Reformation an, wobei zunächst der Einfluss aus der Schweiz deutlich stärker war als der aus Wittenberg. Dabei ist festzustellen, dass es vor allem die größeren Städte wie Ulm, Lindau und Ravensburg waren, die sich diese konfessio-

1 Karte des Schwäbischen Kreises von Gerhard Valck, 1680. Deutlich erkennbar die vielen verschiedenen Herrschaftsbereiche zwischen Donau und Bodensee (Oberschwaben).

2 Die Klöster in Oberschwaben während des Mittelalters und der Neuzeit.



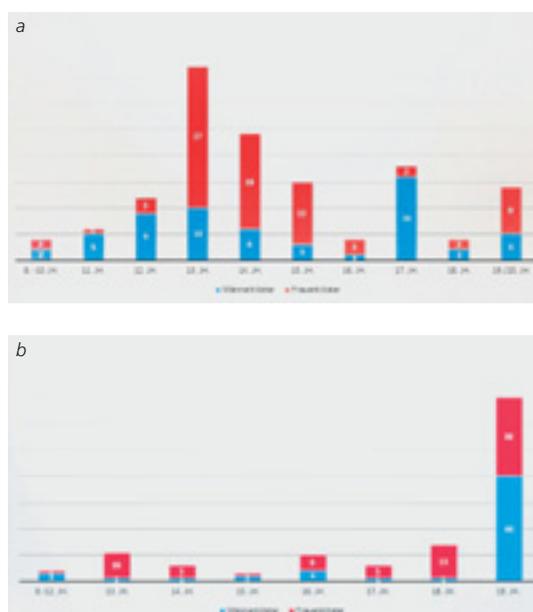
nelle – und damit auch politische – Opposition gegen Habsburg zutrauten. Viele kleinere Städte wie Buchau, Wangen und Pfullendorf blieben katholisch, Riedlingen und Überlingen kehrten nach erheblichem Druck seitens des katholischen Adels wieder zum alten Glauben zurück. Schließlich wurde sogar auch Konstanz, lange Zeit wichtiges Zentrum der süddeutschen Reformation, rekatholisiert, womit der Schweizer Einfluss auf die Reformation in Oberschwaben deutlich zurückgedrängt wurde. Die von den Reichsstädten erhoffte Hilfe seitens des württembergischen Herzogs blieb aus und mit dem Sieg des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg 1546/47 war die katholische Position endgültig gesichert. Am Ende des konfessionellen Zeitalters 1648 präsentierte sich Oberschwaben als

katholisch geprägte Region, die jedoch durch die protestantisch gewordenen Reichsstädte auch evangelische Identitäten ausbildete. Evangelisch blieben Ulm, Memmingen, Kempten, Isny und Lindau, in Ravensburg und Biberach wurde die Parität festgeschrieben, in Kaufbeuren und Leutkirch diese immerhin geduldet.

Die Rolle der Klöster im Kontext der Reformation

Aufgrund der beschriebenen politischen Situation konnte sich die Reformation in Oberschwaben nicht flächendeckend durchsetzen (zur Situation der Klöster in Württemberg vgl. den Beitrag von Petra Pechačėk im Nachrichtenblatt 3/2017, S. 170). Nur sehr wenige der oberschwäbischen Klöster wurden im Kontext der Reformation tatsächlich aufgelöst. Zwar gab es durchaus Mönche und Nonnen, die, wie eben Martin Luther und seine spätere Ehefrau Katharina von Bora selbst, in einem bewussten Schritt aus ihrem Kloster austraten. Doch führte es im oberschwäbischen Raum nicht dazu, dass ein gesamtes Kloster aufgegeben wurde, indem sich die Gemeinschaft selbst auflöste. Schon während des Mittelalters wurden etwa 30 religiöse Gemeinschaften aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen aufgelöst oder weil sie sich nicht etablieren konnten (Abb. 3b). Dies scheint ein spezifisches Problem von Frauenkonventen gewesen zu sein, deren Anteil an den Aufhebungen im 13. und 14. Jahrhundert deutlich über dem der Männerklöster liegt. Für zehn der erfassten Gemeinschaften ist eine Aufhebung im 16. Jahrhundert nachweisbar. Dabei sind die

3 Neugründungen (a) und Aufhebungen (b) von Klöstern und religiösen Gemeinschaften während des Mittelalters und der Neuzeit im oberschwäbischen Raum.



Gründe nicht unbedingt auf reformatorischen Einfluss zurückzuführen. So wurde beispielsweise im weiterhin katholischen Überlingen das Franziskanerinnenkloster „uff der wiß“ zwar 1528 aufgelöst, allerdings allein aus wirtschaftlichen beziehungsweise politischen Gründen. Den drei noch hier lebenden Frauen war es nicht mehr möglich, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen; zudem wollte die Stadt auf diesem Gelände einen neuen Friedhof anlegen. Auch das Haus der Franziskaner-Terziarinnen „Im Nonnenstein“ in Isny wurde aufgehoben. Die Ursache hier war aber eine ganz andere: Die Schwestern, die sich vor allem der Krankenpflege widmen sollten, hatten Ende des 15. Jahrhunderts eine klösterliche Lebensform mit Gelübden angenommen, sodass sie ihrem eigentlichen Stiftungszweck nicht mehr nachkommen konnten. Dies führte zu Konflikten mit den Bürgern und der Stadt, die den Konvent daraufhin 1518 auflöste. In Riedlingen wollte der evangelische Stadtpfarrer ab 1522 das um 1420 gegründete Franziskanerinnenkloster auflösen (Abb. 4). Die Mehrzahl der Nonnen jedoch widersetzte sich und hielt sich an den erzherzoglichen Befehl Ferdinands von Österreich, abtrünnigen Nonnen nichts von ihren eigenen Gütern zurückzugeben. Damit war es diesen wirtschaftlich nicht möglich, das Kloster zu verlassen. Die Aufhebung scheiterte, schon wenige Jahre später war Riedlingen wieder ganz katholisch und erst 1782 wurde das Kloster aufgelöst.

Eine ganz andere Rolle nahm das Franziskanerkloster in der freien Reichsstadt Ulm ein (Abb. 5). Hier begann die Reformation ausgerechnet mit den Franziskanern Johann Eberlin von Günzburg und Heinrich Kettenbach. Eberlin predigte ab 1520 in seinem Kloster reformatorisches Gedankengut, woraufhin er 1521 der Stadt verwiesen wurde. Dennoch konnten sich in den folgenden Jahren die



4 Riedlingen, Konventsgebäude des ehemaligen Franziskanerinnenklosters, heute Stadtverwaltung (16. Jh.).

reformatorischen Ideen mehr und mehr durchsetzen, sodass 1531 die Reformation eingeführt wurde. Für die vier Bettelordensklöster bedeutete dies nach schon jahrelangen Einschränkungen – ihnen wurde zunächst das Betteln und ab 1528 auch das Predigen verboten – die Aufhebung ihrer Konvente. Die anderen Klöster in der Stadt, ein Augustiner-Chorherrenstift sowie eine Deutschordenskommande, konnten sich dem Druck des Rates, teilweise mit kurzen Unterbrechungen, widersetzen und blieben bis zur Säkularisation erhalten. Dies lässt sich auch für die anderen der reformierten Reichsstädte beobachten. Bis ins 19. Jahrhundert bestehen blieben auch die Benediktiner in Isny, die Karmeliter (Abb. 6) und Franziskanerinnen in Ravensburg sowie die Franziskanerinnen in Riedlin-



5 Ulm, Franziskanerkloster auf dem Münsterplatz. Stadtansicht von 1597.



6 Ravensburg, ehemaliges Karmeliterkloster um 1860. Heute evangelische Pfarrkirche.

gen und Biberach. Die Karmeliter mussten sich jedoch ab 1549 ihre Kirche mit den evangelischen Gläubigen teilen. Es ist bemerkenswert, dass es, außer in Ulm, in allen oberschwäbischen, protestantisch gewordenen Städten den Klöstern gelang,

ihre Autonomie zu behaupten. Hier hatten die personell und wirtschaftlich stark mit dem Adel des Umlandes verbundenen Klöster so starken Rückhalt, dass der evangelische Rat der Städte die Reformation nicht durchsetzen konnte. In anderen Regionen dagegen wurden in evangelischen Reichsstädten oftmals sämtliche Klöster aufgelöst, wie beispielsweise in Esslingen am Neckar. Es macht deutlich, wie sehr das Gelingen oder Scheitern der Reformation weniger von theologischen als von politischen Voraussetzungen abhing, im Fall der Klöster spielte ihre monastische wie soziale Vernetzung eine wesentliche Rolle.

Wandel der Sakrallandschaft in den evangelischen Gebieten

Obwohl sich die konfessionelle Zugehörigkeit und damit die religiöse Praxis in den evangelischen Gebieten grundlegend änderten, wandelte sich das Bild der Sakrallandschaft zunächst nur punktuell. Während die Klosterkirchen zwar ihre Funktion verloren hatten, blieben sie als Gebäude ebenso wie die Konvents- und Ökonomiebauten vorerst oft noch erhalten. Man versuchte, neue Nutzungen zu finden. So wurden in den württembergischen Klöstern wie Bebenhausen, Maulbronn und Blaubeuren Schulen eingerichtet, besonders die städtischen Klöster dienten als soziale Einrichtungen wie Armen- oder Waisenhäuser, als Schulen, wurden als Speicher und Werkstätten genutzt oder zu Wohnungen umgebaut. So blieb auch das ehemalige Franziskanerkloster in Ulm unter vielfältiger Weiternutzung bis zu seinem Abriss Ende des 19. Jahrhunderts fast unverändert erhalten. Es musste weichen, weil es mitten auf dem heutigen Münsterplatz lag und den Blick auf den nun fast fertiggestellten Kirchturm des Münsters verstellte. Wo sich keine anderweitigen Nutzungen dauerhaft finden ließen, verfielen die Kirchen und Konventsgebäude und wurden schließlich abgerissen. Der Turm des Dominikanerklosters in Ulm wurde bereits 1532 abgebrochen, anstelle des Langhauses entstand ab 1617 die evangelische Dreifaltigkeitskirche. Lediglich der Chor der Klosterkirche blieb erhalten (Abb. 7). Auch die Konventsgebäude wurden 1613 fast vollständig niedergelegt. Zudem sind gezielte Abbrüche sehr bald nach der Reformation überliefert, da die Steine als wertvolles Baumaterial weiterverwendet werden konnten (Bebenhausen, Adelberg). Einen sehr nachhaltigen Wandel der Sakrallandschaft bedeutete im Laufe des 16. Jahrhunderts der Abbruch vieler Kapellen, die sowohl in den Städten als auch auf dem Land zumeist im Zuge der intensiven Stiftungstätigkeiten im Spätmittelalter entstanden waren. Dagegen sind zahlreiche klösterliche Pflughöfe, oft repräsentative Bauten in zentraler Lage, erhalten ge-



7 Ulm, Chor des ehemaligen Dominikanerklosters (vor der Zerstörung 1944), heute evangelische Dreifaltigkeitskirche (Langhaus neu ab 1617).



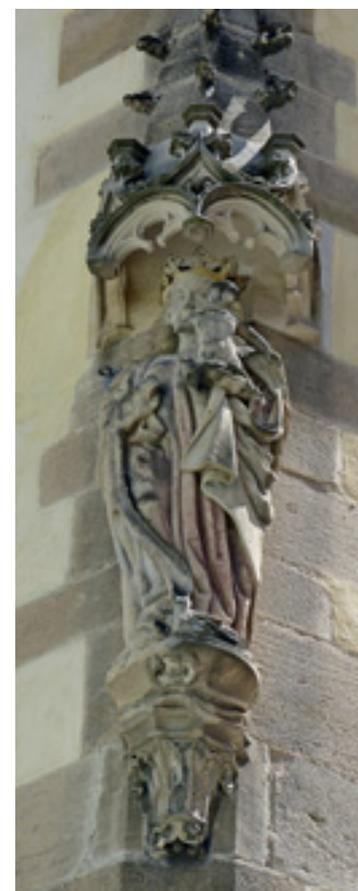
blieben und prägen oftmals bis heute als imposante Kulturdenkmale das städtische Bild. Viele Pflegehöfe von aufgelösten Klöstern behielten für die nun weltlichen Klosterämter, die die ehemaligen Klostergüter verwalteten, ihre Funktion als städtisches Lager (z. B. für Wein und Getreide) und als deren Amtssitz. Trotz einer oft wechselvollen Besitz- und Baugeschichte tragen etliche dieser Gebäude immer noch Spuren ihrer ursprünglichen spirituellen Bedeutung. So befindet sich am Bebenhäuser Pflegehof in Tübingen von 1492 heute noch an der Hauptseite eine Skulptur der Ordenspatronin Maria (Abb. 9). Dahinter, baulich nicht extra ausgeschieden, liegt die Kapelle, deren Lage immer noch an den Maßwerkfenstern mit Fischblasen ablesbar ist. Für die meisten Pflegehöfe der katholisch gebliebenen Klöster änderte sich in evangelischen Städten kaum etwas. So bestanden in Ulm auch nach 1531 noch die Pflegehöfe der Klöster Ochsenhausen, Salem, Elchingen, Kaisheim, Urspring, Roggenburg, Gutenzell und Wiblingen. Die zum Salemer Hof gehörende Kapelle musste jedoch 1537 aufgegeben werden.

Wandel der Sakrallandschaft in den katholischen Gebieten

Aufgrund der engen Verwobenheit kirchlicher und politischer Rechte und Ansprüche waren auch die weiterhin katholischen Klöster von der Reformation ganz unmittelbar betroffen. So hatten besonders die großen Klöster auch zahlreiche Besitzungen und Rechte an städtischen Pfarrkirchen, wo sie dafür eintraten, dass auch in evangelischen

Städten katholische Gottesdienste stattfanden. Das Kloster Weingarten etwa besaß Rechte an den Pfarrkirchen in Ravensburg und Leutkirch, die es mit Nachdruck verteidigte. Die städtische Sakrallandschaft veränderte sich schon bald. Denn in vielen Städten wurden neue Klöster gegründet, die zumeist den Kapuzinern oder Franziskanern zuzuordnen sind. Von den alten Orden – wie Benediktinern oder Zisterziensern – finden sich dagegen keine Neugründungen. Mit den Jesuiten formierte sich zudem ein völlig neuer Orden, der einen besonderen Schwerpunkt auf die Ausbildung des katholischen Nachwuchses setzte und damit gerade im Kontext konfessioneller Auseinandersetzungen besondere Bedeutung erlangte. In den katholisch gebliebenen ländlichen Regionen veränderte sich im Baubestand zunächst kaum etwas, zumal viele Klöster erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts Umbauten vorgenommen hatten (Abb. 8). Doch im 17. Jahrhundert wandelte sich schließlich gerade hier die Sakrallandschaft ganz erheblich. Viele der oberschwäbischen Klöster, besonders die großen Reichsklöster, konnten sich wirtschaftlich enorm erweitern. So dehnten die Prämonstratenser-Chorherren von Obermarchtal ihre Besitzungen sogar nach Norden bis zur württembergischen Grenze aus, ohne dort allerdings in evangelisches Territorium vordringen zu können (Abb. 11). Kloster Weingarten er-

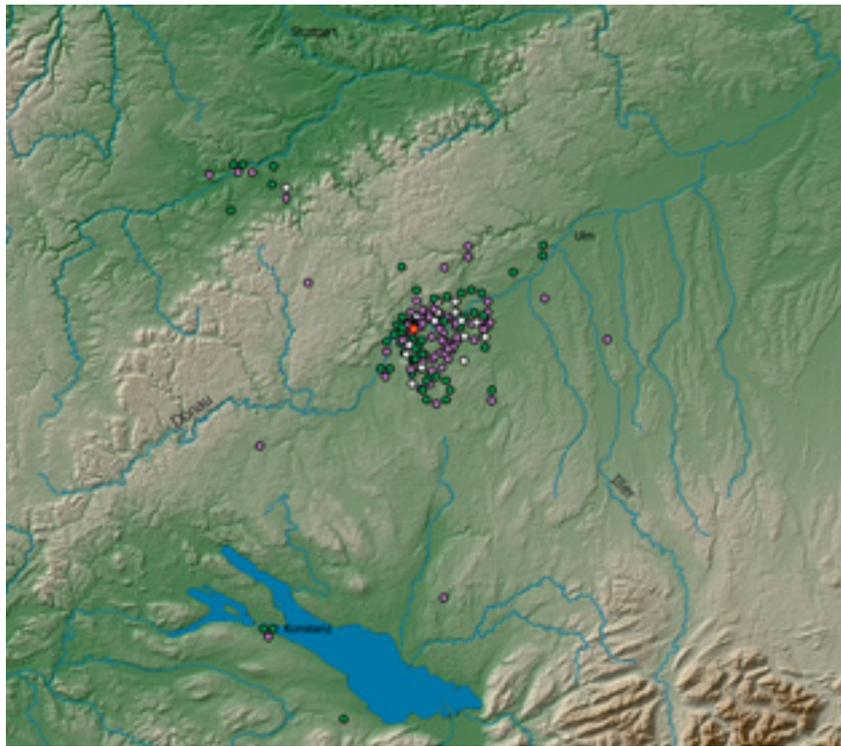
8 Weingarten, Blick auf den spätgotischen Kreuzgang mit Garten, um 1927. Im Garten ist die Anlage einer naturkundlichen Sammlung der 1922 zurückgekehrten Benediktiner zu erkennen.



9 Tübingen, Bebenhäuser Pflegehof, 1492.

10 Weingarten, Heilig-Blut-Kapelle von 1599 nach Bucelin (1642).

11 Obermarchtal. Besitzungen und Rechte des Klosters im Mittelalter und der Neuzeit.



12 Bruderschaftsmedaille des 18. Jahrhunderts aus Weingarten.

weiterte seinen Besitz vor allem nach Süden, bis nach Vorarlberg, und musste dabei kaum mit konfessionellen Konflikten rechnen. Eine ganz wesentliche Voraussetzung für diese räumliche und wirtschaftliche Ausdehnung der Klöster war die bereits vor der Reformation begonnene, durch die konfessionellen Auseinandersetzungen aber noch intensiviertere Reformtätigkeit vieler katholischer Klöster. So setzte in Weingarten unter Abt Hablitzel ab 1567 eine innere Restauration ein, die eine strengere Ordensobservanz und ein wieder stärker an monastischen Idealen orientiertes Leben zum Ziel hatte, die aber erst während des Abbatats von Georg Wegelin ab 1587 wirklich umgesetzt wurde. Die neue spirituelle, asketisch orientierte Lebensführung verhalf dem Kloster einerseits zu ökonomischer Konsolidierung und Stabilität. Andererseits beförderte sie das kulturelle und spirituelle Leben in der Abtei. Neue liturgische Bücher wurden angeschafft und auch selbst im Kloster hergestellt, durch den Mönch und späteren Prior Gabriel Bucelin sind zahlreiche Ansichten des Klosters und seiner Besitzungen aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts überliefert (Abb. 10). Schließlich gelangte auch das bereits im Mittelalter weit verbreitete Wallfahrtswesen zu neuer Blüte. Anhand von Pilgerzeichen aus Südwestdeutschland lässt sich aufzeigen, dass Weingarten einen Schwerpunkt im Wallfahrtswesen des 17./18. Jahrhunderts darstellte (Abb. 12). Auch der heute noch in Weingarten jährlich stattfindende Blutritt lässt sich seit dem 16. Jahrhundert nachweisen. Der Wandel der südwestdeutschen Sakrallandschaft vollzog sich also sehr unterschiedlich, wobei die Reformation eine ganz wesentliche Rolle spielte. In den

reformierten Gegenden wurden Klostergebäude entweder abgebrochen oder blieben in ihrem alten Baubestand erhalten und wurden neuen Nutzungen zugeführt. In den weiterhin katholischen Regionen dagegen führte das Wiedererstarken der monastischen Bewegung bei fast allen Konventen im 17./18. Jahrhundert zu barocken Neu- oder Umbauten ihrer Kirchen und Klosteranlagen und zu der bis heute überlieferten Sakrallandschaft.

Literatur

- Grit Koltermann/Jörg Widmaier (Bearb.): Kulturdenkmale der Reformation im deutschen Südwesten, Esslingen 2017.
- Franz Brendle: Das evangelische Oberschwaben. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 2009, S. 16–28.
- Kirsten Fast (Hg.): Zwischen Himmel und Erde. Klöster und Pflerghöfe in Esslingen, Petersberg 2009.
- Wolfgang Zimmermann/Nicole Priesching (Hg.): Württembergisches Klosterbuch. Klöster, Stifte und Ordensgemeinschaften von den Anfängen bis in die Gegenwart, Ostfildern 2003.
- Anton Schindling/Walter Ziegler (Hg.): Die Territorien des Reiches im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650. 5, Der Südwesten, Münster 1993.

Dr. des. Christina Vossler-Wolf
 Universität Tübingen, SFB 1070
 Gartenstraße 29
 72074 Tübingen

Überlegungen zum Zusammenhang von Nachgeburtstöpfen und Reformation Aberglaube bei den frühen Protestanten

Vorstellungen manifestieren sich in ausgeübten Handlungen, wobei sich Vorgänge und Rituale um die Geburt nur selten im archäologischen Befund ausdrücken beziehungsweise sich deren Bedeutungsinhalt erschließen lässt. Seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind bei Bodeneingriffen so genannte Nachgeburtstöpfe entdeckt worden, die zum Schutz von Mutter und Kind als volksreligiöse Praktik vergraben wurden. Inzwischen lassen sich Unterschiede zwischen katholischen und evangelischen Gebieten bezüglich des Fundaufkommens feststellen. Jüngste Forschungen geben Raum für Überlegungen zu den Hintergründen und verweisen auf eine mögliche Auswirkung reformatorischer Umbrüche auf die Versorgung der Nachgeburt.

Svenja Dalacker

Von den ersten Funden ...

Das Verwahren der Nachgeburt – ein beinahe vergessener Brauch der Neuzeit – wurde mithilfe archäologischer Untersuchungen wieder sichtbar gemacht (Abb. 1). Bereits 1943 dokumentierte ein ehrenamtlicher Helfer der Bodendenkmalpflege, Paul Braun, in Unzhurst bei Bühl (Baden) in Kellern deponierte Töpfe, die im Zuge von Abriss- und Umbaumaßnahmen zum Vorschein kamen. Dank Aussagen einer Hebamme konnte er die gefundenen Töpfe mit dem Vergraben der Nachgeburt in Verbindung bringen – ein Brauch, der in dieser Zeit kaum noch durchgeführt wurde oder bekannt war. Die Beobachtungen des damaligen ehrenamtlichen Mitarbeiters blieben, nicht zuletzt wegen der gesellschaftlichen Umbrüche durch und nach dem Zweiten Weltkrieg, unbeachtet. Mit der Aufindung weiterer Nachgeburtstöpfe 1984 in Bönigheim machte Kurt Sartorius auf die Relikte des Umgangs mit der Nachgeburt aufmerksam. Danach häuften sich die Fundmeldungen.

... zu den heutigen Ergebnissen: Nachweise und Erscheinungsbild der Nachgeburtstöpfe

Seitdem rückte die neue Fundgattung in das Blickfeld von Bevölkerung und Denkmalpflege, wobei moderne Untersuchungen das Themengebiet um die Nachgeburtstöpfe zunehmend erhellen. So ließen sich 2008 in Zusammenarbeit mit der Universität und Universitätsklinik Mainz über quantitative Östrogenbestimmungen des Erdmaterials aus den

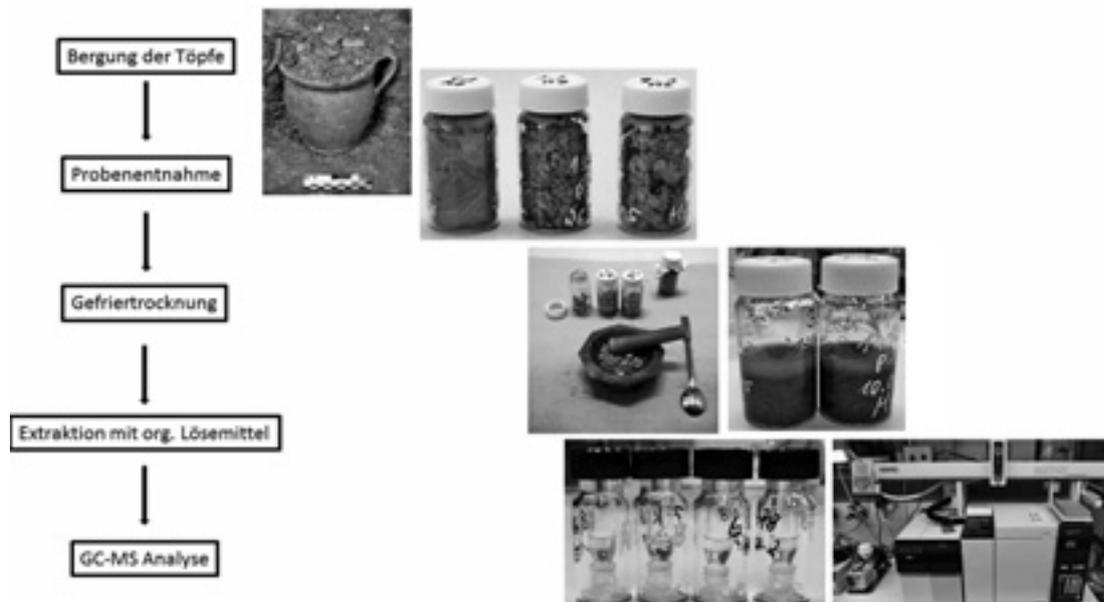
Töpfen Hinweise auf Plazenten finden. Ergänzend fanden 2015 weitere Inhaltsanalysen von 17- β -Estradiol und anderen humanen Biomarkern aus den eingefrorenen Bodenproben durch Maximilian Zerrer an der Universität Tübingen im Labor für Organische Rückstandsanalysen unter Leitung von Prof. Dr. Cynthianne Spiteri statt (Abb. 2).

Bei den Gefäßen handelt es sich ausnahmslos um alltägliche irdene Haushaltsware, meist einhenkelige Töpfe, die eine der gebräuchlichsten Gefäßarten der Neuzeit darstellen (Abb. 4). Rußanhaf-



1 Nachgeburtstöpfe in originaler Deponierungslage, Bodelshausen, Altenhoferstraße 3.

2 Einzelschritte der Inhaltsanalyse: von der Bergung der Töpfe über Probengewinnung zur Analyse mittels Gaschromatografie-Massenspektrometrie.



tungen auf der Außenseite einiger Gefäße belegen eine vorherige Verwendung als Kochtopf am Herdfeuer. In seltenen Fällen lassen sich Überlegungen anstellen, ob es sich um neuwertige Behältnisse handelt, beispielsweise wenn Initialen (Abb. 3) aufgemalt sind. Überwiegend wird jedoch auf entbehrliche, zum Zeitpunkt der Geburt vorhandene Küchenware zurückgegriffen, wie auch zeitgenössische Hebammenbücher verdeutlichen. Schwerpunktmäßig datieren die Töpfe in das 17./18. Jahrhundert, wobei der nach wie vor unzureichende Forschungsstand neuzeitlicher Irdenware berücksichtigt werden muss.

Die Gefäße, die sich überwiegend in alten Häusern entlang der Kellerwände und konzentriert in Eckbereichen (Abb. 5) finden, wurden auf unterschiedliche Art vergraben: senkrecht stehend, liegend oder umgekehrt mit der Öffnung nach unten (Abb. 6). Meist enthalten sie Abdeckungen in Form von umgedreht aufgelegten Tondeckeln, flachen Steinen, Ziegeln oder Bodenfliesen – diese Abdeckmöglichkeiten können auch kombiniert vorkommen. Bei fehlenden Abdeckungen ist auch

an organisch vergangene Möglichkeiten wie Holz, Tuch oder Leder zu denken. Ebenso könnten Gruben ohne Inhalt auf Nachgeburtstöpfen ohne Topf hindeuten.

Magisch-religiöse Welt der Neuzeit und die Bedeutung der Nachgeburtstöpfe

Die Deponierungsart deutet auf ein Abschließen beziehungsweise Verbergen und Unzugänglichmachen des Topfinhaltes hin. Offenbar soll niemand es erreichen, aber auch nichts mehr herausgeraten. Neuzeitliche volksmedizinische Aufzeichnungen verweisen auf eine Ambivalenz zwischen segenskräftig und unrein, verhängnisvoll, das heißt einerseits bringe die Nachgeburt Glück, andererseits könne großes Unheil von ihr ausgehen (nachfolgend näher erläutert). Seltener auf die Gefäße aufgemalte apotropäische Symbole wie Penta- und Hexagramme, aber auch nachgewiesene Pfählungen der Töpfe untermauern die besondere Verwahrung der Nachgeburt. Vorstellbar ist in diesem Zusammenhang, dass entspre-



3 Entringen, Kirchstraße 7: Nachgeburtstopf mit engobiertem „H“ und Kreuzsymbolik mit Punkten. Abwandlung eines IHS-Trigramms und/oder Hinweis auf Hans Georg Baur als Hausbewohner im 17. und 18. Jahrhundert?

4 Ensemble von Nachgeburtstöpfen, Bodelshausen, Altenhoferstraße 3.

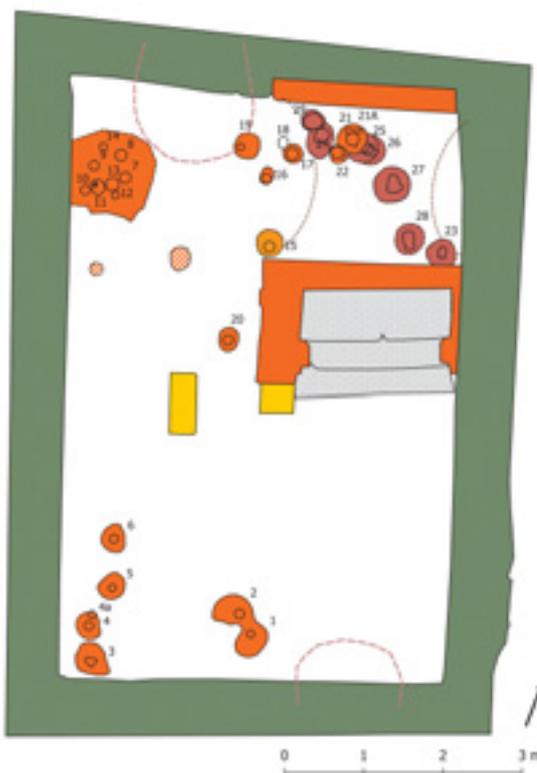


chende Abwehrzeichen in der gebotenen Eile auch mit flüchtigen, etwa durch Bodenlagerung verloren gegangenen Mitteln angebracht waren (Kreide, Pigmente, leichte Rußbemalung).

Magie war ein universelles Mittel unter anderem im Umgang mit existenziellen Bedrohungen (z. B. Geburt) und wurde neben respektive in Vermischung mit christlichen Praktiken vereinzelt sogar noch im 20. Jahrhundert durchgeführt. Die Nachgeburtstöpfe sind eine der selten überlieferten Kulturdenkmale, die diesen Bedeutungsinhalt und den Bezug zu Geburtsvorgängen anschaulich machen. Allgemein bestand die Vorstellung einer sympathetischen Verbindung zwischen Nachgeburt und Neugeborenem beziehungsweise der Mutter auch nach der physischen Trennung. Ehemals verbundene Elemente gehören, nach dieser Vorstellung, schicksalhaft immer zusammen, so steht ein Teil für das Ganze (*pars-pro-toto*), wobei Wirkungen auf den einen Teil entsprechende Auswirkungen auf den anderen haben.

Christlicher und abergläubischer Glaubenswelt nach waren Mutter und Kind vor allem nach der Geburt bis zur Taufe und Aussegnung der Wöchnerin unrein und durch böse Mächte bedroht. Dieser Gedanke liegt in der höheren Sterblichkeitsrate von Säuglingen und Wöchnerinnen begründet. Geburt und Wochenbett sind daher von zahlreichen Verhaltensregeln (*rites de passage*) begleitet und in diesen Kontext kann der Umgang mit der Nachgeburt gestellt werden: Das Begraben der Nachgeburt ist eine Reaktion auf die Furcht vor Hexen und bösen Wesen, die die Nachgeburt stehlen und Schadenszauber auf Mutter und Kind anwenden könnten.

Vor diesem Hintergrund analoger Wirkungsvorstellungen lässt sich auch das Befundbild der Töpfe (vgl. Abb. 5) und Deponierungsverhalten bewerten: Françoise Loux beschreibt ein Tabu, nicht über ein Kind oder seine Wiege zu steigen. Entsprechend befinden sich die Bodendenkmale zumeist außerhalb der Laufwege und spiegeln eine 1937 erwähnte Anweisung wider, dass die Plazenten so vergraben werden, wo niemand darüber geht, um Unglück vorzubeugen. Vor der Taufe sollte das unreine Neugeborene zum Schutz im Dunkeln beziehungsweise im häuslichen Schutzbezirk verborgen bleiben. Als Pendant des Kindes befindet sich die vergrabene Nachgeburt überwiegend innerhalb des Gebäudes im Lichtschatten von Kellerfenstern, „wo weder Sonne noch Mond hinscheint“ (Heinrich Höhn, 1904), womit erneut eine Handlungsempfehlung befolgt wurde. Ebenso kann die Deponierung der Nachgeburt im Haus und außen entlang der Dachtraufe als Sicherung und Übertragung der fruchtbaren und schützenden Eigenschaft der Plazenta auf das Haus und seiner Bewohner verstanden werden.



5 Lageplan der Töpfe im Keller, Entringen, Kirchstraße 7.

- Nachgeburtstöpfe um 1500
- Nachgeburtstöpfe 1589/90 (d) – 18. Jh.
- Nachgeburtstöpfe 18. Jh.
- Pfahl (Nachgeburtstopf 11)
- Gruben ohne Inhalt (Nachgeburtbestattung?)
- Einbauten nach 1900
- Kellertreppe
- Treppenabgangsgewölbe
- Kellerfenster

Neben dem Begraben nennen die spärlich überlieferten, historischen Aufzeichnungen auch das Verbrennen, ins Wasser-Werfen und Lufttrocknen sowie die besondere Bewertung der Nachgeburt als magisierendes Mittel im Magie- und Heilzauber. Als *officialis* war es zudem in Apotheken erhältlich.

Damit ist ersichtlich, dass es sich beim Umgang mit der Nachgeburt zwar nicht in erster Linie um eine kirchlich-christliche Praktik handelt, sondern vielmehr um eine Schnittstelle zwischen offizieller Religion und privaten Glaubensvorstellungen. Daneben beinhaltet der christliche Glaube ebenso Konzepte von bösen Mächten, Hexen, Dämonen und magischer Macht (Heiligenanrufung, Reliquienverehrung, Segen, Weihwasser, usw.). Außerdem belegen verschiedene Fundstellen eine Nähe zum christlich-kirchlichen Bereich. In Entringen ließen sich nach aktuellen Auswertungen die ältesten Nachgeburtstöpfe der Zeit um 1500 zuweisen, als das Gebäude, unmittelbar neben Pfarrhaus und Kirche, als Bestandteil des Pflegehofs noch im Besitz des Klosters Bebenhausen war. Im protestantischen Herrenberg vergrub eine Pfarrerstochter die Nachgeburt. Auch für Bodelshausen sind Nachgeburtstöpfe womöglich mit der protestantischen Pfarrersfamilie Steeb im 17. Jahrhundert in Verbindung zu bringen.

Diese Aspekte sind sehr auffällig und erfordern eine Betrachtung der Thematik vor dem Hintergrund christlich-religiöser Glaubenswelt und deren Umgang mit der Nachgeburt: Könnten auch die Reformation und die konfessionelle Aufgliederung in diesem Kontext einflussreich gewesen sein?

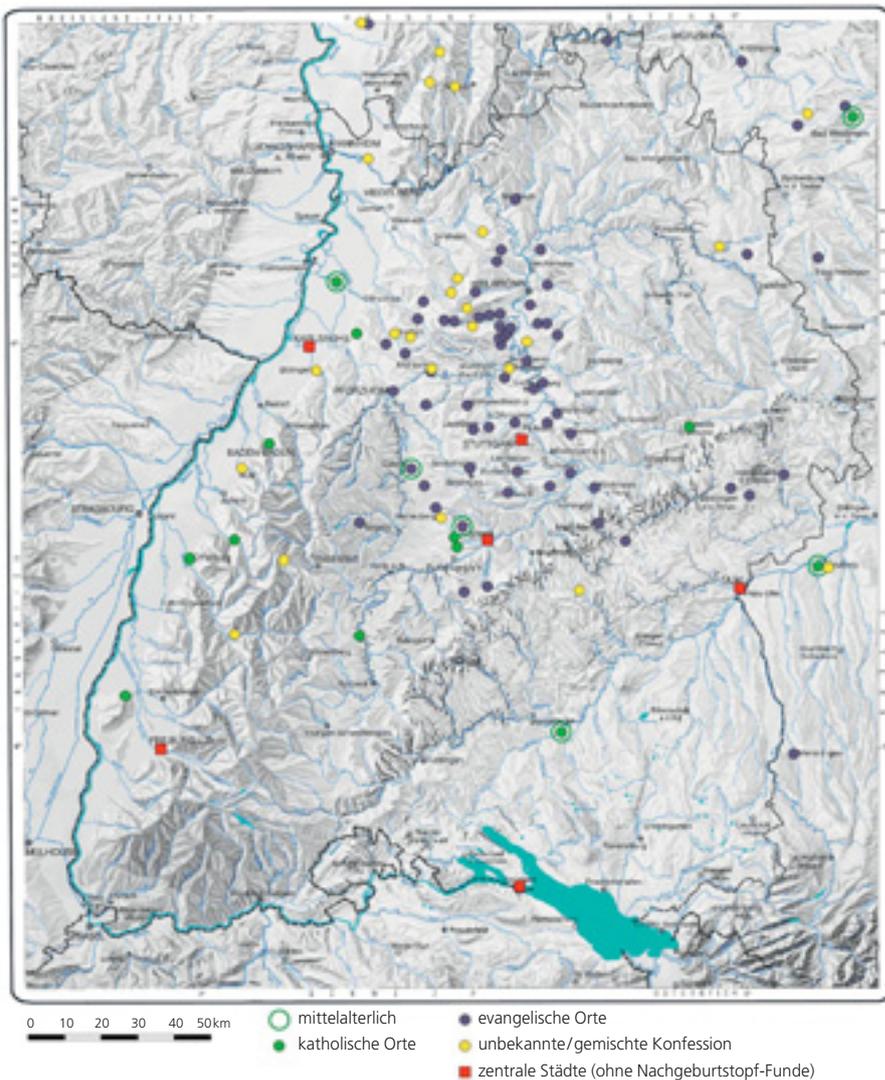


6 Entringen, Kirchstraße 7: Nachgeburtstöpfe in situ, mit zerstörter Nachgeburtbestattung (oben).

Konfessionelle Kulturlandschaft der Nachgeburtstöpfe

Bezeichnenderweise lässt sich nach aktuellem Stand in Baden-Württemberg eine Kumulation der Fundstellen auf protestantischen Gebieten feststellen, wohingegen der katholische Süden des Landes nahezu fundleer bleibt (Abb. 7). Von den 96 Fundorten und 190 Fundstellen liegt eine Mehrheit von 70 Prozent in Ortschaften, die im 16. Jahrhundert protestantisch wurden, 11 Prozent blieben katholisch und mit jeweils 9 Prozent ließ sich ein mehrfacher Wechsel beziehungsweise keine klare konfessionelle Zuordnung ermitteln. Forschungsstand, Desiderate, allgemeine Nachweisbarkeit (z. B. Nachgeburtstöpfe ohne Topf) und die Tatsache, dass sich manche Fundstellen auf archäologisch gut betreute Ortschaften konzentrieren, sind selbstverständlich zu berücksichtigen. Anfang des 20. Jahrhunderts wird erwähnt, dass Gebräuche mit der Nachgeburt im evangelischen Raum lebendiger seien als im katholischen. Wie lässt sich eine scheinbar abergläubische Handlung mit dem Protestantismus in Verbindung bringen und welche Rolle spielt die Reformation?

7 Fundstellen von Nachgeburtstöpfen in Baden-Württemberg. Viele Orte weisen mehrere Fundstellen auf, nach aktuellem Forschungsstand besonders in evangelischen Gebieten.



Die Nachgeburt forderte den Menschen seit jeher zum Umgang mit ihr auf; unterschiedliche Gesellschaften fanden zu verschiedenen Zeiten diverse Formen der Behandlung, wobei sich auch innerhalb einer Gesellschaft die Handlungsweise durch sich wandelnde Einflüsse verändern konnte. So wird schon vor dem 16. Jahrhundert und in beiden Konfessionen ein Umgang mit diesem Organ stattgefunden haben, wie vereinzelt nachgewiesene vorreformatorische Töpfe belegen. Auffallend hingegen ist die weitere Entwicklung: Allgemein nimmt die Zahl der Nachgeburtstöpfe im 16. Jahrhundert zu, während sie im 17./18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht und danach wieder abnimmt. Demnach fallen die frühen, häufiger werdenden Nachweise in den Zeitraum der Reformation. Mit dem Ausgang des Mittelalters und vor allem ab dem 16. Jahrhundert – zu einer Zeit, als die Nachgeburtstöpfe vermehrt vorkommen – lässt sich eine kulturgeschichtliche Zäsur nachvollziehen, für die die Reformation wesentlicher Träger war.

In früheren Zeiten ist die Versorgung des Organs durch Hebammen annehmbar, die mit Geburten und der Plazenta direkt konfrontiert waren. Ein Einfluss der Reformation auf das Vergraben der Nachgeburt könnte daher über diesen Berufsstand nachvollzogen werden: Hebammenordnungen sind unter anderem kirchlich-christliche Instruktionen, sie regeln Pflichten, Verhalten und den Aufgabenbereich von Hebammen und erscheinen ab dem 15. Jahrhundert. Doch erst im Laufe des 16. Jahrhunderts werden explizit Regelungen festgehalten, die die bisherige Bewandnis der Plazenta für Magie- und Zauberschwärze deutlich machen. Um diesen abergläubischen Handlungen Einhalt zu gebieten, wurden die Hebammen dazu aufgerufen, die Nachgeburt zu vergraben, ins Wasser zu werfen oder zu verbrennen, damit sie nicht in die Hände böser Menschen gerät und für Schadenszauber missbraucht werden könnte. So ist der Regensburger Hebammenordnung von 1550 zu entnehmen: „Item nachdem man auch erfarn/ das an etlichen orten/ etwan zauberey zur geburt gebrauch wirdt/ mit sonderlichen segnen/ zeichen/ kreutern/ un dergleichen/ wider oder one Gottes beuelch und ordnung der natur. Item das auch etliche ding/ in der geburt/ von den geberenden frauen und kindlein heimlich vertuscht/ zu grosser zauberey/ schrecklichen sünden und nachtheil anderer menschen gewendet werden/ So will ein Erbar Rathe solchs alles hiemit in krafft Göttliches befehls/ also ernstlich haben verboten/ wenn jemand mit solcher gräulichen sünde darüber wurde begriffen.“ Damit wird deutlich, dass dieses Organ bis in die beginnende Neuzeit auch anderweitig, zum Beispiel als magisierendes Mittel oder im Heilzauber angewendet wurde, was die seltenen, vereinzelt vorreformatorischen Nachgeburtstöpfe

tungen erklärt. Mit dem Vergraben der Nachgeburt sollte von kirchlicher Seite offenbar eine nicht legitime Praktik verhindert und christlich umgedeutet werden. So ist bekannt, dass reformierte Pfarrer ein Erziehungsprogramm zur Verchristlichung des Alltags vermittelten, worunter die Neubewertung des Umgangs mit der Nachgeburt fallen könnte. Um 1550 notierte ein böhmischer Arzt das Vergraben der Nachgeburt unter der Überschrift „sepultura secundina“ (Bestattung Nachgeburt). Wird dadurch eine bewusste Durchführung als Pendant zum christlich-kirchlichen Bestatten geäußert, wie es auch im Alten Testament (Mose 28/15; Mose 28/56, 57; Samuel 25/29) Erwähnung findet?

Die älteste schriftliche Anweisung zum Vergraben der Nachgeburt stammt von dem kirchenkritischen Prediger Geiler von Kaysersberg aus dem Jahr 1517 (posthum veröffentlicht): „wir bringen allesamt ein rot wammesch uff erden (Pellem secundinam) Das muoß darnach der man under die stegen vergraben“ (Abb. 8). Bemerkenswert ist zudem, dass sich die evangelischen Hebammenordnungen im 16. Jahrhundert zunächst von katholischen Verordnungen beispielsweise durch das Vergraben der Nachgeburt und Abwendung von Segen und Zauberei distanzieren und als Vorbildfunktion dienen, beziehungsweise in katholischen Orten adaptiert wurden, wie etwa die Freiburger Hebammenordnung von 1557: „die ander gepurt beschickt, das Büchelin vergraben, darmit deshalb khein schad begegne“. Die Kulturdenkmale der Nachgeburtstöpfe können als Ausdruck der kirchlichen Umwälzungen betrachtet werden, die Hexenverfolgung und Aberglaubenskritik zur Folge hatten und sich erst im Spätmittelalter festigten. Dies schlägt sich bisher an der Fundortkartierung und den Hebammenordnungen nieder. Weitere Aufarbeitungen könnten aufschlussreich sein.

Ausblick

Sicherlich bestehen noch viele Forschungsdesiderate, die durch künftige archäologische Maßnahmen ergänzt werden können. Zwischenzeitlich zeigt sich, dass sich dieser Brauch nicht nur auf Baden-Württemberg beschränkte, Fundmeldungen nehmen auch in anderen Bundesländern, der Schweiz und Österreich zu. Dabei sind die Forschungen auch auf die Aufmerksamkeit und die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung angewiesen – nicht zuletzt, da Nachgeburtstöpfe in Gebäuden zum Vorschein kommen, die nicht selten in privater Hand sind.

Die Fundkomplexe von Bodelshausen und Entringen mit selten vorhandenen mehrphasigen Belegungshorizonten und einer Stratifizierung der Töpfe verdeutlichen, welche Aussagen durch sol-

che Befunde möglich sind. Ein Desiderat ist auch die Aufarbeitung neuzeitlicher Keramik. Dadurch werden weiterführende, insbesondere chronologische Schlussfolgerungen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge möglich.

Aktuell lässt sich das Verhältnis von Reformation und Nachgeburtstöpfen nur kontrovers bewerten. Hierzu wären sicherlich die jeweiligen Hausgeschichten und die individuelle konfessionelle Zugehörigkeit der Bewohner zum Abgleich des Befundbildes weiterführende Informationsquellen. Ersichtlich ist, dass mit dem Ende des Mittelalters und dem Beginn der Neuzeit ein Bruch bisheriger Traditionen einhergeht, wobei sich auch die Verdrängung von volksreligiösen Ritualen sowie Zauberei um die Geburt in einer veränderten Behandlungsweise der Nachgeburt manifestiert beziehungsweise sich im Befundbild der Nachgeburtstöpfe widerspiegelt. Der Bedeutungsinhalt der vergrabenen Nachgeburt scheint sich mit der kirchlich-christlichen Wertigkeit verschoben zu haben: Die Nachgeburtstöpfe drücken einen entschärft-kontrollierten beziehungsweise abgeschwächten Aberglauben aus und binden christliche Elemente ein. Im vermehrten Aufkommen von Nachgeburtstöpfen ab dem 16. Jahrhundert könnte die zunehmende Verdrängung von Aberglauben zum Ausdruck kommen, was durch die Reformation begünstigt worden ist.

Literatur

Svenja Dalacker: Deponierung der *ander geburt*: Neuzeitliche Nachgeburtstöpfe aus Bodelshausen, Altenhoferstr. 3 im kontextuellen Vergleich, unpubl. MA-Arbeit, Tübingen 2016.

Thomas K. Kuhn: Das „Haus“ im Protestantismus: Historisch-theologische Perspektiven, in: Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch, Berlin 2015.

Dorothee Ade/Reinhard Rademacher: „ein rot wammesch“ im Henkeltopf. Nachgeburtstättungen im neuzeitlichen Sindelfingen, in: Horst Zecha (Hg.): Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, Sindelfingen 2013, S. 403–425.

Dorothee Ade/Beate Schmid: Wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Der Brauch der Nachgeburtstättung, in: Religiosität in Mittelalter und Neuzeit. Mitt. dt. Ges. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 23, Paderborn 2011, S. 227–236.

„Wo weder Sonne noch Mond hinscheint“. Archäologische Nachweise von Nachgeburtstättungen in der frühen Neuzeit. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 36, Stuttgart 1997, S. 49–55.

Svenja Dalacker M.A.

Universität Tübingen

Graduiertenkolleg 1662 „Religiöses Wissen im vormodernen Europa (800–1800)“



8 Seltene Befundlage: Töpfe unter der Kellerstiege, Entringen, Kirchstraße 7.

Glossar

17- β -Estradiol

weibliches Sexualhormon, dessen Konzentration sich im Blutserum einer schwangeren Frau stark erhöht und über eine stabile Struktur verfügt, wodurch es bei günstigen Bedingungen einige Jahrhunderte im Boden erhalten bleibt.



„Macht und Pracht“ sowie 500 Jahre Reformation Denkmalreise und Tag des offenen Denkmals 2017

„Macht und Pracht“ lautete das Motto des diesjährigen Tags des offenen Denkmals. Zugleich stellte die Landesdenkmalpflege das 500-jährige Reformationsjubiläum in den Mittelpunkt seines Festprogramms: die landesweite Eröffnungsfeier des Denkmaltages und die Nacht des offenen Denkmals, beides in Schwäbisch Hall. Ihr zehntes Jubiläum feierte die Denkmalreise des Staatssekretärs oder der Staatssekretärin im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau, der Obersten Denkmalschutzbehörde des Landes. Zunächst noch eher klein und improvisiert durchgeführt, erfreut sich diese spätsommerliche Fahrt zu hochkarätigen Kulturdenkmalen in Baden-Württemberg auch bei den Denkmaleigentümern, deren Einsatz für die Erhaltung damit gewürdigt wird, immer größerer Beliebtheit. „Die Denkmalpflege verdient unsere große Anerkennung. Unsere reiche Denkmallandschaft in Baden-Württemberg stiftet kulturelle Identität. Ich freue mich auf den Austausch über die vielfältigen Denkmale und die notwendigen Maßnahmen zum Erhalt des kulturellen Erbes“, sagte Staatssekretärin Schütz zu Beginn ihrer viertägigen Denkmalreise durch alle Regierungsbezirke Baden-Württembergs.

Grit Koltermann/Irene Plein/Jenny Sturm-Ziegler

Denkmalreise im Regierungsbezirk Stuttgart

1 Regierungspräsident Wolfgang Reimer und Staatssekretärin Katrin Schütz mit dem Künstler Markus Ege vor dem römischen Siedlungs-panorama.

Der erste Tag der diesjährigen Denkmalreise startete in Güglingen im Regierungsbezirk Stuttgart. Der Fundort Güglingen mit der Entdeckung zweier Mithrastempel sei „unser kleines Pompeji“, da es aufgrund der Fundsituation eine perfekte Übersicht über das Leben in einer römischen Kleinstadt

gebe, erläuterte die Fachreferentin und Ausgräberin der Stätte, Dr. Andrea Neth, nach der Begrüßung der Reisegruppe um Staatssekretärin Katrin Schütz, Regierungspräsident Wolfgang Reimer und Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege. Im neuen Anbau am alten Rathaus wurden die Gäste von Bürgermeister Ulrich Heckmann begrüßt. Anschließend gab Museumsleiter Enrico de Gennaro bei einem Rundgang durchs Haus eine Einführung in die Geschichte der römischen Siedlung, bevor die Gruppe in der Freilichtanlage auf der erst kürzlich vom Stuttgarter Künstler Markus Ege gestalteten 50 m breiten und 5 m hohen Panoramawand in das Leben der römischen Siedlung eintauchte, wie man es sich heute aufgrund der Funde an diesem Ort vorstellen darf (Abb. 1).

Bei der nächsten Station in Bad Wimpfen informierte sich die Delegation zunächst vor dem um 1200 errichteten „Blauen Turm“ über den Stand der denkmalpflegerischen Rettungsaktion, die nötig geworden war, weil das Wahrzeichen der Stadt einzustürzen drohte und 2014 mit einem Stahlkorsett notgesichert werden musste (Abb. 2). Seit die Turmhaube 1851 im Stile der Burgenromantik verändert worden war, bildeten sich tiefe Risse.





„Der mehrschalig aufgebaute Turm wurde damit mit einem Gewicht belastet, das er nicht zu halten im Stande ist“, referierte Ulrike Schubart vom Landesamt für Denkmalpflege. Nun soll ein interdisziplinäres Expertenteam in Pionierarbeit den Turm endgültig für die nächsten 800 Jahre sichern, erläuterte Bad Wimpfens Bürgermeister Claus Brechter. Hierfür wurde nach gründlichen Voruntersuchungen ein spezielles Sicherungs- und Instandsetzungskonzept erarbeitet. Ein Besuch in der Turmwohnung von Türmerin Bianca Knodel auf 50 m Höhe zeigte wundervolle Ein- und Ausblicke, die schon seit Jahren Besucher aus nah und fern für Bad Wimpfen und sein Wahrzeichen begeistern.

Als dritte Station des Tages steuerte die Gruppe den Abteigarten des ehemaligen Zisterzienserklosters Bronnbach im lieblichen Taubertal an (Abb. 3). Bei leichter Bewölkung konnten sich die Besucher ein Bild von den kürzlich erfolgten umfangreichen Restaurierungsarbeiten an den steinernen Balustraden und den wertvollen barocken Sandsteinfiguren machen und sich über die weiteren Planungen informieren. Die weitläufige Gartenanlage mit Springbrunnen, Orangerie, Nutz- und Blumenbeeten bot Gelegenheit für Gespräche und beeindruckte durch die großzügige Gestaltung.

Unter blauem Himmel traf die Gruppe in Stuttgart ein, wo als letzte Station des Tages Besuche am neu renovierten Reformationsdenkmal und in der Hospitalkirche auf dem Programm standen. Der betreuende Architekt Prof. Arno Lederer erläuterte die Überlegungen und Maßnahmen, die bei der umfangreichen Renovierung der Hospitalkirche, des Hospitalhofs und des Reformationsdenkmals zum Tragen gekommen sind. „Denkmalpflege ist auch immer ein Prozess, der es ermöglicht, mit Geschichte umzugehen und auch ein verändertes Geschichtsverständnis zu zeigen“ sagte Angelika

Reiff vom Landesamt für Denkmalpflege. Pfarrer Eberhard Schwarz betonte, wie gut es sich nach der Renovierung in der Kirche predigen lässt. Besonders erfreut zeigte er sich über den Fund eines alten Taufsteins, der auf abenteuerlichem Weg zurück in die Kirche kam: In einem Waldstück bei Sindelfingen entdeckt, bietet er nun auf dem Platz vor der Kirche die wunderbare Möglichkeit zu einer Taufe unter freiem Himmel.

Denkmalreise im Regierungsbezirk Karlsruhe

Der zweite Tag der Denkmalreise begann mit einer Fahrt nach Pforzheim ins Reuchlinhaus. Das Haus, benannt nach dem aus Pforzheim stammenden Humanisten Johannes Reuchlin, ist ein prägnantes Beispiel für die Nachkriegsarchitektur aus der Wiederaufbauzeit Pforzheims und beherbergt ein Schmuckmuseum von internationalem Rang sowie eine Ausstellung von Möbeln des Architekten Manfred Lehbruck. Bei der Führung durch das Gebäude durch Museumsdirektorin Cornelia Holzach erhielten die Besucher um Staatssekretärin Schütz und Regierungspräsidentin Nicolette Kressl Informationen über Umbauten, die aufgrund von Nutzungsänderungen in den letzten Jahren erforderlich geworden waren, und zu den aufwendigen Überlegungen, die nötig sind, um die Ideen des Mies-van-der-Rohe-Schülers Lehbruck mit den aktuellen Anforderungen auf konstruktivem Weg zu vereinen. Deutlich machte diesen Prozess Dr. Christoph Timm, städtischer Denkmalpfleger Pforzheims.

An der folgenden Station, Schloss Königsbach, wurde die Gruppe von Bürgermeister Heiko Genthner und den Vertreterinnen und Vertretern der Eigentümerin, der Olga-Marie Saint-André Stiftung, empfangen (Abb. 4). Der betreuende Architekt Friedrich von Waldhausen berichtete ausführlich

2 Teilnehmer vor dem eingerüsteten Wahrzeichen der Stadt Bad Wimpfen, dem Blauen Turm. Von links: Otto Wölbert, Regierungspräsident Wolfgang Reimer, Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf, Dr. Ulrike Plate, Bürgermeister Claus Brechter, Staatssekretärin Katrin Schütz, Dr. Helmut Maus, Dr. Bernhard Lasotta MdL, Gebietsreferentin Ulrike Schubart.

3 Der Garten des ehemaligen Zisterzienserklosters Bronnbach bot Gelegenheit zu Unterhaltungen. Vorn im Bild: Petra Martin im Gespräch mit Staatssekretärin Schütz, dahinter Prof. Dr. Wolfgang Reinhardt MdL mit Regierungspräsident Wolfgang Reimer, Annika Ahrens (Wirtschaftsministerium) mit Otto Wölbert (Landesamt für Denkmalpflege), Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf mit Reinhard Frank, Landrat Main-Tauber Kreis.



4 Im Hof von Schloss Königsbach informiert der Architekt Friedrich von Waldthausen über Details der aufwendigen Fassaden- und Dachrenovierung von Scheune und Meierei.

über die Instandsetzung der Wirtschaftsgebäude. Er betonte dabei die besondere Sorgfalt, mit der beim Erhalt der überlieferten Substanz und der Wiederverwendung von historischen Materialien vorgegangen wurde. Die für dieses Gebäude gefundenen Speziallösungen seien nur möglich gewesen, weil jeder Einzelne sich mit seinem Expertenwissen eingebracht habe.

Das nächste Denkmal auf der Tour war das Melanchthonhaus in Bretten, ein prachtvoller Sandsteinbau im neugotischen Stil, der als Gedenkstätte für den Reformator Philipp Melanchthon dient. Prof. Dr. Günter Frank, Leiter der Europäischen Melanchthon-Akademie Bretten, und Hans Joachim Reiber vom Melanchthonverein Bretten führten durchs Haus und stellten ausführlich die hochkarätigen Exponate vor, die eindrücklich die Geschichte der Reformation dokumentieren. Denkmalpflegerische Maßnahmen kamen unter

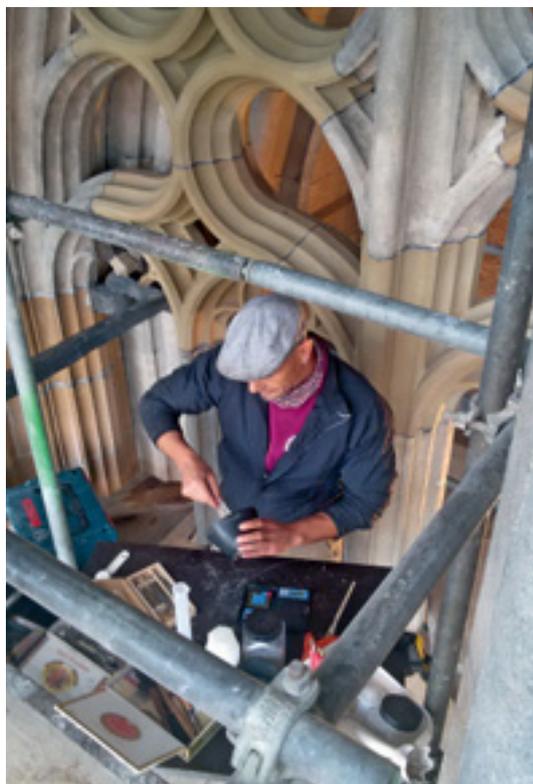
anderem den lebensgroßen Ganzkörperporträts der Reformatoren Melanchthon und Luther zugute, die mit der Zeit einen Grauschleier bekommen hatten und nun wieder so prächtig aussehen wie 1903, betonte Martin Wolff, Oberbürgermeister der Stadt Bretten.

Mit einem Besuch in LOPODUNUM, dem römischen Ladenburg, endete der zweite Tag der Denkmalreise. Als eine der bedeutendsten römischen Metropolen verfügte die Stadt über reich ausgestattete Großbauten und eine Basilika, deren gewaltige Mauern heute neben der Kirche St. Gallus in einem Grabungsfenster sichtbar sind und einen Eindruck von der Monumentalität der antiken Basilika vermitteln. Bürgermeister Stefan Schmutz, Museumsdirektor Dr. Andreas Hensen und zahlreiche Vertreter des Heimatbunds LOPODUNUM begleiteten die Gruppe auf ihrem Rundgang durch eine der ältesten Städte Baden-Württembergs.

Denkmalreise im Regierungsbezirk Tübingen

Am Morgen des dritten Tages stand ein Kulturdenkmal von im wahrsten Sinn des Wortes herausragender Bedeutung auf dem Programm: das Ulmer Münster. Hier konnte sich die Gruppe um Staatssekretärin Schütz und Regierungsvizepräsident Dr. Utz Remlinger zunächst in der Münsterbauhütte aktuelle Steinmetzarbeiten ansehen, bevor es mit dem Lastenaufzug außen am Münster hinauf auf 70 m Höhe ging. Hier waren weitere Steinrestaurierungsarbeiten zu besichtigen, die die Steinmetze in luftiger Höhe direkt am Objekt ausführen, weil eine Entfernung der schadhafte Stellen aus statischen Gründen unmöglich ist (Abb. 5). Münsterbaumeister Michael Hilbert erklärte: „Wenn wir uns anschauen, welche Stellen restauriert werden müssen oder gerade restauriert wurden, können wir sagen, dass wir in circa 80 Jahren einmal um das Münster herumgearbeitet haben, und dann geht es von vorne los.“ Zehn unterschiedliche Steinsorten seien notwendig, um alle Teile des Münsters restaurieren zu können. Zwei Steinbrüche seien eigens für das Ulmer Münster erschlossen worden, um den Bedarf zu decken und jeden Stein mit einem Stein der gleichen Sorte ersetzen zu können, so der Münsterbaumeister. Prof. Dr. Wolf vom Landesamt für Denkmalpflege lobte den Einsatz aller Beteiligten: „Das Ulmer und das Freiburger Münster sind für die Menschen in Baden-Württemberg identitätsstiftend. Es ist aber nur mit gemeinsamen Einsatz aller möglich, diese Denkmale von Weltrang zu erhalten.“

Die nächste Station führte zu einer Grabung im Federseegebiet bei Bad Buchau. Der Erhaltungszustand des dort geborgenen Fundmaterials ist aufgrund der Bedingungen im feuchten Milieu ein-



5 Ein Mitarbeiter der Münsterbauhütte bei der Arbeit am Sandstein in 50 m Höhe am Ulmer Münster.



6 Keltische Fischfanganlage im Außenbereich des Federseemuseums in Bad Buchau.

zigartig. „Das ist in etwa vergleichbar mit der Erhaltung in Eis oder in den Wüstenregionen Afrikas“, erklärte Dr. Renate Ebersbach vom Landesamt für Denkmalpflege. In einem Container am Rande des Grabungsgebiets waren Funde ausgestellt, die auf die vielfältige Nutzung des Sees durch die Jahrhunderte schließen lassen und die Bedeutung der Stätte für die Federseeregion belegen: Neben den ältesten Pfahlbauten finden sich Gerätschaften aus Holz wie zum Beispiel Paddel, Steinbeile, aber auch Keramik aus der Zeit von 5000 v. Chr. Vor Ort konnte sich die Gruppe über die Arbeit der Archäologen informieren und anschließend bei einem Rundgang im Federseemuseum mit Museumsdirektor Dr. Ralf Baumeister die tags zuvor eröffnete Ausstellung „15 000 Jahre Leben am See“ besuchen (Abb. 6).

Der dritte Tag der Denkmalreise endete mit einem Besuch in der evangelischen Stadtkirche in Ra-

vensburg bei Pfarrer Martin Henzler-Hermann und Dekan Dr. Friedrich Langsam. Hier lag der Fokus auf einem Zyklus von 5 m hohen Glasfenstern mit Darstellungen von Persönlichkeiten der Reformation. Die Reformatorfenster von Ludwig Mittermaier in Lauingen aus der Zeit zwischen 1859 und 1862 sind in ihrer künstlerischen Qualität und Erhaltung in Baden-Württemberg einmalig und zählen zu den bedeutendsten ihrer Art in Deutschland. Das Ergebnis der Musterrestaurierung durch ein Team um Otto Wölbert, Dunja Kielmann und Susann Seyfert vom Landesamt für Denkmalpflege und der selbstständigen Restauratorin Kathrin Rahfoth aus Erfurt zeigt, in welchem neuen Glanz die fast vergessenen Fenster nach ihrer Wiederherstellung erstrahlen können. Um diesen Bestand zu erforschen, führt das Landesamt für Denkmalpflege ein zweijähriges Projekt mit Studierendenworkshop, Musterrestaurierung, einer Ausstellung sowie einer Tagung durch. Wegen des thematischen Bezugs der Fenster zum Reformationsjahr erhält das Projekt eine Förderung durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Denkmalreise im Regierungsbezirk Freiburg

Der letzte Tag der Denkmalreise führte morgens in eines der weitläufigsten Zeugnisse der Industriekultur des Regierungsbezirkes Freiburg: die ehemalige Pulverfabrik Rottweil. 40 Einzelgebäude gehören zur denkmalgeschützten Sachgesamtheit der Pulverfabrik, eines davon die 1916 als Stahlbetonbau direkt am Fluss errichtete Mechanische Werkstatt, in die eine Außenstelle der Hochschule Furtwangen sowie das überregionale Ausbildungszentrum der Polizei einziehen sollen (Abb. 7). Da-

7 Staatssekretärin Schütz im Gespräch mit Gebietsreferentin Dr. Christine Schneider und Hermann Klos, Geschäftsführer der Holzmanufaktur Rottweil, vor der Mechanischen Werkstatt der ehemaligen Pulverfabrik.





8 Auf der Hochburg bei Emmendingen im Gespräch: Staatssekretärin Schütz mit dem Oberbürgermeister von Emmendingen, Stefan Schlatterer, und Alexander Schoch MdL.

9 Vor Schloss Munzingen, von links: Annika Ahrens vom Wirtschaftsministerium, Hendrik Leonhardt vom Landesamt für Denkmalpflege, Prof. Dr. Martin Haag, Baubürgermeister von Freiburg, Staatssekretärin Schütz, Wendelin Graf von Kageneck, Elisabeth Gräfin von Kageneck, Präsident Prof. Dr. Claus Wolf, Zimmermeister Rolf Hummel, Prof. h.c. Hermann Vogler von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und Dr. Denise Beilharz vom Wirtschaftsministerium.

mit steht sie exemplarisch für die sukzessive Nutzung architektonischer Zeugnisse der Industriekultur. Eigentümer Reinhold Orawetz führte zusammen mit der zuständigen Gebietsreferentin Dr. Christine Schneider durch das Gebäude. Dabei erfuhren die Besucher, wie bei der Sanierung möglichst viel von der originalen Bausubstanz erhalten bleiben und dennoch eine energetische Sanierung erfolgen kann, die den heutigen Ansprüchen genügt.

Von Rottweil ging die Fahrt über Land durch den Schwarzwald zur Hochburg bei Emmendingen. Die beeindruckende Burg- und Festungsanlage zählt zu den landeseigenen Monumenten und stellt eine „Nahtstelle“ zwischen Mittelalterarchäologie und Bau- und Kunstdenkmalpflege dar (Abb. 8). Dank neuer Techniken der „virtuellen Archäologie“ mit terrestrischen Laserscans und 3-D-Modellen konnte die Forschung hier in den letzten Jahren neue Erkenntnisse über die Burg und das umliegende Gebiet gewinnen. Dem ehrenamtlichen Engagement der Familie um Rolf Brinkmann vom Verein zur Erhaltung der Ruine Hochburg ist es mit zu verdanken, dass die Burganlage ständig weiter erforscht und gepflegt wird. „Wir können es nicht oft genug betonen, wie wertvoll und un-

verzichtbar die ehrenamtliche Arbeit für unsere Denkmalschätze im Land ist, das wird gerade anhand eines solchen Denkmals deutlich“, so Staatssekretärin Schütz.

Bei Sonnenschein traf die Gruppe am Schloss Munzingen in Freiburg ein. Das herrschaftliche Gebäude, das als Wohnhaus genutzt wird, weist im Innern aufwendige Stuckdekorationen und das früheste bekannte Rokoko-Deckenfresko des bedeutenden südwestdeutschen Barockmalers Simon Göser auf. Graf und Gräfin von Kageneck, die Hausherren, erläuterten die „Lust und Last“, die es bedeutet, in einem Denkmal zu wohnen. „Es kommen immer Leute her, die sehen das Schloss und sagen: So möchte ich auch wohnen. Dann führe ich sie herum und erkläre, was wir hier an Restaurierungen hatten und was neu ansteht. Dann sagen alle: Ich bin froh, dass ich hier nicht wohne“, so Elisabeth Gräfin von Kageneck (Abb. 9). Aktuell sind Reparaturen am Dach fällig. Rolf Hummel, der verantwortliche Zimmermeister, schilderte eindrücklich die Problematik der alten Ziegel und Dachlatten, die es in dieser Form und Qualität nicht mehr zu kaufen gebe. Er versuche daher alles, um möglichst viel alte Substanz zu erhalten.

Die letzte Reisestation der Denkmalreise 2017 bildete der Besuch im katholischen Münster in Breisach am Rhein. Weithin sichtbar steht St. Stephan auf dem Breisacher Stadthügel und ist mit seinen beiden markanten Türmen prägend für die Stadtsilhouette. Pfarrer Werner Bauer und Dr. Erwin Grom führten einen Teil der Gruppe durch die Kirche und erläuterten verschiedene Details der lebendigen Geschichte des Münsters, während der andere Teil der Gruppe Gelegenheit hatte, den Glockstuhl des Münsters zu besichtigen, an dem im kommenden Jahr umfangreiche Sanierungsmaßnahmen vorgenommen werden müssen.

Landesweite Eröffnung des Tags des offenen Denkmals

Die offizielle Eröffnung des Tags des offenen Denkmals in Baden-Württemberg fand dieses Jahr in Schwäbisch Hall statt. Die Stadtpfarrkirche St. Michael bot den passenden Rahmen für das diesjährige Motto „Macht und Pracht“, aber auch für das zweite Thema, dem die Landesdenkmalpflege diesmal in ihrer Eröffnungsfeier gedachte: das 500-jährige Reformationsjubiläum (Abb. 10). Die prächtige spätmittelalterliche Ausstattung wie der Hochaltar, die Epitaphien oder das Sakramentshaus zeugen von einer mächtigen und selbstbewussten Bürgerschaft, die den Bau initiierte. Dass diese Pracht in umfänglicher Weise auf uns gekommen ist, ist keinem Geringeren als Johannes Brenz (1499–1570), dem Reformator im deutschen Süd-





westen, zu verdanken. 1522 nach Schwäbisch Hall berufen, führte Brenz in der ehemaligen Freien Reichsstadt die Reformation ein und reichte das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Der von Ulrich Herzog von Württemberg geforderten Bilderzerstörung in Württemberg setzte sich Brenz auf sensible Weise entgegen und konnte so die prächtige Ausstattung von St. Michael für die Nachwelt erhalten.

Und dieser Verbindung von „Reformation“ mit „Macht und Pracht“ nahmen sich die Festredner in unterschiedlicher Weise an. Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamts für Denkmalpflege, hob zunächst die Bedeutung des Tags des offenen Denkmals mit vorangegangener Denkmalreise der Staatssekretärin Katrin Schütz im Kalender der Landesdenkmalpflege hervor. Er beleuchtete die Facetten beider Themen aus Sicht der Landesdenkmalpflege und betonte das Engagement der Stadt Schwäbisch Hall und der Evangelischen Landeskirche Württemberg bei den Vorbereitungen für die Eröffnung und die anschließende Nacht des offenen Denkmals als großartigen Beitrag zum Gelingen der Veranstaltungen.

Anne-Kathrin Kruse, Dekanin des Kirchenbezirks Schwäbisch Hall, nahm in ihrer Begrüßung das Thema ebenfalls auf. St. Michael stehe für eine gelungene Zusammenarbeit zwischen Kirche und Landesamt für Denkmalpflege sowie vielen ehrenamtlich Tätigen und Stiftungen beim Erhalt des einzigartigen Baus, aber auch bei der Organisation der zahlreichen und vielfältigen Programmangebote der Nacht des offenen Denkmals.

Hubert Wicker, Ministerialdirektor im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau, hielt in Vertretung von Ministerin Dr. Nicole Hoffmeister-

Kraut MdL die Ansprache der Obersten Denkmal-schutzbehörde des Landes Baden-Württemberg. Schwäbisch Hall ist als ehemalige Freie Reichsstadt mit prächtigen Bürgerbauten und Ausgangspunkt der Reformation in Württemberg prädestiniert für die diesjährige Eröffnung des Tags des offenen Denkmals. Als einen bedeutenden Grundsatz der Reformation hob Wicker die Toleranz gegenüber anders Denkenden hervor. Die Landesdenkmal-pflege übt in ihrem Umgang und in ihrer Erfors-chung der Denkmale die gleiche Toleranz, die ihre Wurzeln im Humanismus hat.

Von Seiten der Landeskirche wurde die große Fest-gemeinde vom Landesbischof der evangelischen Landeskirche in Württemberg Dr. h. c. Frank Ot-fried July begrüßt. „Macht“ und „Pracht“ wurden in seiner Ansprache weniger mit Objekten oder Bauten in Verbindung gebracht. July betonte die „Macht des Wortes“ sowie die Bedeutung der Re-formation für die Bildung und das Sozialwesen, das sich in dieser Zeit entwickelte.

Der diesjährige Festvortrag wurde von Prof. Dr. Hel-mut-Eberhard Paulus, Direktor der Stiftung Thü-ringer Schlösser und Gärten a. D., mit dem Titel „Macht und Pracht – Werke und Werte im Dialog“ gehalten. Ausgehend von den offensichtlichen Kli-schees und Assoziationen, die „Macht“ und „Pracht“ hervorrufen, gelang es Paulus, die Wort-bedeutungen semantisch zu hinterfragen und auf ihre Wertigkeit in der Gesellschaft zu prüfen. Die Wirkungs-„Macht“ als nachhaltige Freiheit des Menschen zu gestalten und Werte zu schaffen stellte er als herausragendes und wertvolles Gut ei-ner freien und humanistischen Gesellschaft heraus. So ist die Denkmalpflege ebenfalls in der Pflicht, geschaffene und gestaltete „Werke und Werte“ ihrer Vorfahren als Ausdruck von deren Gestal-tungswillen zu erhalten und ihren Nachkommen zu überantworten. Gleichzeitig ist jeder täglich ge-fragt, seine Umwelt zu formen und sich seiner Ver-antwortung hierfür bewusst zu sein.

10 Blick in die Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall mit dem „blauen Teppich“ zur Eröffnung der Nacht und des Tags des offenen Denkmals.

11 Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus beim Eintrag ins goldene Buch der Stadt Schwäbisch Hall. Von links: Oberbürgermeister Hermann-Josef Pelgrim, Dekanin Anne-Kathrin Kruse, Prof. Dr. Paulus, Anita Fischer und Stefan Ebert, Tänzerin und Hofbursche des Großen Siedershofs Schwäbisch Hall, Prof. Dr. Claus Wolf, Landes-bischof Dr. h.c. Frank Otfried July, Ministerial-direktor Hubert Wicker.





12 Leuchtkegel markierten bei der Nacht des offenen Denkmals die geöffneten Häuser, wie hier in der Oberen Herrngasse in Schwäbisch Hall.

Gerahmt wurde das Programm von Orgelmusik, gespielt von Ursl Belz-Enßle und Kurt Enßle, die einen musikalischen Bogen von Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott“ zu einer modernen und experimentellen Fantasie über den Kirchenpatron St. Michael spannten. Oberbürgermeister Hermann-Josef Pelgrim lud im Anschluss die Festgemeinde zu einem Empfang mit Eintrag ins Goldene Buch ein (Abb. 11).

13 Mit großem Interesse wurden auf dem Marktplatz die Tickets für die über 100 Veranstaltungen der Nacht des offenen Denkmals nachgefragt.

Nacht des offenen Denkmals

Wer immer schon einmal einen Blick hinter die Türen sonst verschlossener Denkmale werfen wollte, fand bei der anschließenden Nacht des offenen Denkmals Gelegenheit dazu. In der ehemals freien Reichsstadt ist das Thema „Macht und Pracht“ allgegenwärtig. Durch die Saline zu Reichtum gelangt, führten Wohlstand und Selbstbewusstsein zu allen Zeiten zu einer mehr oder weniger umfangreichen Bautätigkeit. Neben mittelalterlichen Steinhäusern demonstrieren bis heute insbeson-

14 Die Denkmalpflegerinnen Angelika Reiff und Bärbel Nägele erläutern am Marktplatz die historische Wasserversorgung von Schwäbisch Hall.

dere die Bauten des 16. Jahrhunderts sowie die nach dem Stadtbrand von 1728 wiederaufgebauten Gebäude den Repräsentationswillen ihrer Bauherren.

Erstmals umfasste das Angebot des Nachtprogramms über 100 Punkte, zusammengestellt von Akteuren aus der Verwaltung, den Vereinen und verschiedensten Institutionen in Schwäbisch Hall. Dazu gehörten neben offenen Häusern Führungen, Vorträge, Ausstellungen, Schauspieldarstellungen, künstlerische Aktionen, Musik und Foto-points (Abb. 12).

Schon kurz nach Öffnung der Ticketausgabe auf dem Marktplatz bildeten sich lange Schlangen vor dem Infopoint (Abb. 13). Im Nu waren die ersten Angebote wie die beiden Rundgänge auf den erstmals seit Jahren geöffneten Dachstuhl des Neubaus vergriffen, doch schnell fanden sich attraktive Alternativen im insgesamt reichen Programm des Abends.

An mehreren Orten informierten Restauratoren und Architekten in Werkberichten über Sanierungsmaßnahmen. Ein Highlight stellte die Führung zu baulichen Zeugnissen der Macht und Pracht durch die Denkmalpflegerinnen Angelika Reiff und Bärbel Nägele dar, bei der neben den traditionellen Prachtbauten die ehemalige Lateinschule, die Wasserversorgung und Gerichtsbarkeit, die Fürsorge und die Bedeutung des Salzes für Schwäbisch Hall thematisiert wurden (Abb. 14). Die Führung endete in einem Haus kleiner Leute in der Lange Straße 49, das im Kontrast zu Pracht und Wohlstand die bescheidenen Wohnverhältnisse des 15. Jahrhunderts in der Katharinenvorstadt zeigte: Über einer Werkstatt im Erdgeschoss stand hier in der ersten Bauphase im Obergeschoss nur eine 10-qm-Wohnung mit Bohlenstube, Flurküche und außenliegender Treppe zur Verfügung.



Als Teil des Hällisch-Fränkischen Museums weist das Haus heute ein Modell und Schaufenster in die Bauforschung auf.

Nicht minder eindrucksvoll war der Komplex des Hällisch-Fränkischen Museums an diesem Abend. Um den etwa 1210 als innerstädtischen Wohnturm errichteten Keckenturm gruppieren sich sechs Gebäude, in denen bei der Nacht des offenen Denkmals eine neue Ausstellungsabteilung zu Reformation und Humanismus eröffnet und eine Kinderaktion angeboten wurden.

Besonders attraktiv war ein Rundgang durch die obere Herrngasse, wo gleich vier offene Häuser zur Erkundung einluden: In der Druckwerkstatt Obere Herrngasse 6 erläuterten die Künstlerinnen Ilka Nowicki und Patricia Kühn-Meisenheimer, wie ihre Arbeit durch das historische Ambiente des Ateliers inspiriert wird. Nur wenige Häuser weiter gab der Blick in die historische Eingangshalle des Fachwerkwohnhauses Nr. 11 den Blick auf ein Kinderspielgerüst unter einer mit einem Sternenhimmel bemalten historischen Holzbalkendecke des 16. Jahrhunderts preis, während im Gewölbekeller noch alte Weinfässer lagern.

Regen Zuspruch erfuhren auch die Aktionen in St. Michael, St. Katharina und der Urbanskirche sowie die Schauspielführungen und das Stationentheater an sieben historischen Stellen, wo Szenen aus dem Alltagsleben im mittelalterlichen Hall nachgestellt wurden. Zentren des Abends waren der Markt als Ausgangspunkt für Führungen und Standort verschiedener Angebote sowie der Haalplatz, wo die Musikgruppe Hallgschrey auftrat. Am Haalbrunnen wurde gesiedet, historische Münzen geprägt und auch Sulferturm und Haalamt waren im Rahmen von Führungen zugänglich. Würth beteiligte sich ebenfalls durch die Öffnung der Sammlung Alte Meister in der Johanniterkirche sowie ein gastronomisches und musikalisches Begleitprogramm (Abb. 15).

Trotz einsetzendem Regen im Laufe des Abends blieben viele Besucher den Angeboten treu und genossen unter Schirmen geschützt nach Einbruch der Dunkelheit auch die zauberhafte Illumination der Stadtsilhouette (Abb. 16).

Aktionen der Landesdenkmalpflege am Tag des offenen Denkmals

Auch die gut 20 Aktionen der Landesdenkmalpflege am eigentlichen Tag des offenen Denkmals waren wieder einmal gut besucht, wie zum Beispiel die Führung zu den Neckarkanälen und der Vortrag zu den Kulturdenkmälern der Reformation in Esslingen, eine Führung durch eine Vorstadtvilla des Historismus in der Abelstraße in Ludwigsburg sowie das Programm von Stadt und Denkmalpflege in der Städtischen Kunstgalerie Kornwest-



heim, bei dem das nach Plänen des Architekten J.P. Kleinhuus gestaltete Museumsgebäude als herausragendes Bauwerk der 1980er Jahre im Mittelpunkt stand.

Ausblick

Der nächste Tag des offenen Denkmals findet am 9. September 2018 statt. Mit seinem bundesweiten Motto „Entdecken, was uns verbindet“ wird er Bezug auf das Europäische Kulturerbejahr 2018 nehmen, das in Deutschland unter dem Motto „Sharing Heritage“ („Kulturerbe teilen“) steht.

Grit Koltermann
Dr. Irene Plein
Jenny Sturm-Ziegler
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

15 Trotz einiger Schauer genossen die Besucher die schöne Beleuchtung und die hochkarätigen Veranstaltungen zur Nacht des offenen Denkmals, hier vor der Johanniterkirche.

16 Stimmungsvolle Illumination der Fassaden des historischen Stadtkerns.



Macht und Pracht Werke und Werte im Dialog

Anlässlich der Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals in der Kirche St. Michael zu Schwäbisch Hall am 9. September 2017 hielt Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus den folgenden Festvortrag zum Motto des Denkmaltages „Macht und Pracht“. Als Direktor der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten ist Prof. Paulus vor Kurzem in den Ruhestand getreten. Wegen seiner Verdienste um den Erhalt der reichen Schlösser- und Burgenlandschaft Thüringens sowie wegen der Platzierung dieser Thematik in der Öffentlichkeit ist er in diesem Jahr mit dem Großen Denkmalpreis der Deutschen Burgenvereinigung e.V. ausgezeichnet worden. Der Festvortrag fand eine sehr positive Resonanz und wird daher an dieser Stelle unverändert abgedruckt.

Helmut-Eberhard Paulus

Der Anlass

Werte Festversammlung,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Denkmalfreunde!

Was gibt es Schöneres, als an einem solchen Tag hier in Schwäbisch Hall zu sein? Was könnte erhebender sein als die Atmosphäre dieses würdevollen Kirchenraumes, gebunden in der festlichen Stimmung dieses Tages?

Es ist wieder Tag des offenen Denkmals. Für Stunden oder einen Tag, für eine Nacht und manchmal auch eine Woche rücken die Denkmale in den Mittelpunkt und mit ihnen auch die nicht immer von allen als behaglich empfundene Denkmalpflege.

Einmal im Jahr bilden die Denkmale den Magneten für die Gesellschaft. Das ist ein klein wenig ver-

gleichbar dem Muttertag, nach dessen stolzem Verklingen die Mütter Gott sei Dank dann doch wieder in den Alltag zurückkehren. Es scheint so etwas wie ein grundsätzliches Bedürfnis der Gesellschaft zu sein, das latent schlechte Gewissen wenigstens für den einen Tag des Gedenkens zu beruhigen. In den letzten Jahren gerieten solche Tage fast in Inflation.

Doch mit dem Tag des offenen Denkmals scheint es mir deutlich anders zu sein. Da schmückt man sich sogar mit dem Metier praktizierter Denkmalpflege, auch wenn sie für den Rest des Jahres nicht immer zu den geliebten Kindern dieser Zeit zählt. Der Tag des offenen Denkmals hat sich als die gute Gelegenheit etabliert, über Erreichtes zu resümieren und Zwischenbilanz zu ziehen. Und da in unseren Zeiten eine Bilanz immer positiv zu sein hat, setzt dieser Tag schon im Vorfeld einiges in Bewegung, bringt Licht in so manche verschattete und



1 Blick in die Kirche St. Michael während der Eröffnungsfeier zum Tag des offenen Denkmals 2017 in Schwäbisch Hall.

vergessene Ecke, sucht den Denkmalverlusten im Kampf des Alltags die lobenswerten Beispiele entgegenzuhalten, bei denen es doch wieder gelungen ist, die Denkmale den echten Denksteinen gleich mitten im Leben der Menschen zu halten, wohlwissend, dass es ohne den Menschen keine Denkmale gibt und ohne Denkmale auch keinen Menschen, sondern bestenfalls eine Kreatur ohne ein kommunikatives Gedächtnis.

Das Motto

In diesem Jahr hat man sich für den heutigen Tag das Motto „Macht und Pracht“ erkoren, das ich als eine Herausforderung bezeichnen möchte, einfach weil man es deutlich missverstehen kann, sofern man es nicht kritisch hinterfragt.

Das Begriffspaar „Macht und Pracht“ scheint vordergründig manches Klischee im Umlauf zu bestätigen. So etwa, dass die Mächtigen es für sich immer prächtig zu gestalten verstehen, dass viel Geld selbstverständlich auch viel Kunst hervorbringen kann, und dass die Oberen ihre Pracht trefflich zur Unterdrückung der Schwachen einzusetzen wissen. Nicht zufällig wurden in jenem Teil Deutschlands, in dem ich zuletzt beruflich tätig war, die Gesamtkunstwerke der Schlösser und Gärten bis 1990 vorwiegend als Instrumente feudalistischer Unterdrückung interpretiert. Folgte man dagegen den bunt illustrierten Gazetten des Westens, dann bot das Begriffspaar „Macht und Pracht“ eher eine Welt, in der sich Wünsche nach Glamour und Glitter erfüllen ließen, ein bisschen Hollywood in Adelskreisen oder den Traum in einer anderen Welt, je nach Bedürfnis.

Nun also sind Macht und Pracht in der Denkmalpflege angekommen. Wie soll man dies verstehen? Verbirgt sich dahinter eine neue Tendenz zu weniger Industriekultur und mehr adeligem Landleben? Geht es um die Darstellung der Macht von der schöneren Seite des prallen Prunkes, somit weniger um die Orte etwa des rußigen Handwerks oder um die Gedenkstätten menschlichen Elends? Soll nun das Kränzchen gebunden werden für die Macht und ihre Statussymbole, zu denen man gestrost aufschauen kann, möglichst unter Auswahl der Denkmale, die man sich so wünscht?

Machtstellung contra Wirkungsmacht und Gestaltungskraft

Sie alle merken es bereits. Der Begriff der Macht ist ein schwieriger. Er ist positiv besetzt und negativ zugleich. Uns geht das Herz auf, wenn von „guten Mächten“ die Rede ist. Doch alle Mienen verfinstern sich, wenn es um das Machtwort geht. Zudem ist die Definition von Macht ja keineswegs eindeutig. Ein kluger Philosoph sagte einmal



2 Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall des Nachts.



3 Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus während seines Festvortrags zum Thema „Macht und Pracht – Werte und Werke im Dialog“.

„Macht hat nur derjenige, der sie gar nicht erst in Anspruch nehmen muss.“ Er meinte damit das, was der Durchschnitt so unter Macht versteht, nämlich die Machtstellung einer Person, also die politische und gesellschaftliche Macht, die in der lateinischen Sprache mit *potestas* umschrieben wird, und mit der sich Potentaten in West und Ost auch heute gerne schmücken, nicht immer zur Freude der Betroffenen.

Ist es also diese Macht, die wir nun zu den Denkmalen in Beziehung setzen wollen? Oder geht es nicht doch um eine ganz andere Macht, die uns fasziniert? Eine Macht, die die Zeiten überdauert, die selbst dann noch unsere Wertschätzung finden kann, wenn ihre Protagonisten das Zeitliche gesegnet haben?

Ja, es ist die so genannte Wirkungsmacht, jenes menschliche Vermögen, über sich selbst hinauszuwachsen, die uns eigentlich anspricht. Also das, was die lateinische Welt mit *potentia* umschreibt, eine Gestaltungskraft mit Wirksamkeit, ausgedrückt in einem *multum posse*, einem „viel können“ oder auch „mehr können“, einem wirklich „können“ und nicht nur „wollen“.



4 Die Redner der Festveranstaltung. Von links: Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, Dr. h.c. Frank Otfried July, Landesbischof der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus, Direktor der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten a.D., Ministerialdirektor Hubert Wicker vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau, Dekanin Anne-Kathrin Kruse und Oberbürgermeister Hermann-Josef Pelgrim.

Diese Macht aber ist eine Kunst: die Kunst, das eigene Können zum Werk zu führen, zu einem *opus*. Wenn also heute der Denkmalpfleger der Macht ein Kränzlein bindet, dann intendiert er nicht die Rückkehr zur Denkmalpflege von Thron und Altar, sucht er nicht den einst kaiserlichen Glanz aufzupolieren, sondern verfolgt hintersinnig eher das Gegenteil:

Mit Macht und Pracht geht es um die Macht der Gestaltung, die wie ein Stück göttlichen Ingeniums jedem Menschen innewohnt, die der Freiheit des Menschen erst Sinn gibt, die auch zum unveräußerlichen Teil seiner Würde wird, sofern er seine Gaben nicht brachliegen oder verkümmern lässt. Diese kreative Wirkungsmacht, die jedem Menschen innewohnt, ist das Unterpfand des Glücks, jenes Glücks, auf das etwa die amerikanische Verfassung jedem Menschen ein Recht einräumt. Die Väter der Verfassung verstanden dieses Recht ganz in der Tradition von Aufklärung und Humanismus als Teil der Menschenrechte. Humanismus bedeutete ihnen, das Menschsein mit dem Geschenk der Kreativität zu kultivieren.

Erst im Zeichen kultivierter Humanität und im

Lichte der Würde des Menschen wird „Macht“ zu einem positiven Faktor, frei vom Frevel der Unterdrückung, wird ergänzender Konterpart der Freiheit. Gemeint ist die Freiheit zu etwas und nicht gegen etwas, gemeint ist die Freiheit des Menschen, zusammen mit anderen Menschen unsere Welt zu gestalten und dadurch Werte zu schaffen, nicht Rendite, sondern Werte.

Werte

Doch wie schafft man wirklich Werte? Eines ist klar: Ohne Menschen gibt es keine Werte. Denn Werte sind der Spiegel der Wertschätzung der Menschen. Insofern ist es sicher nicht falsch, den Menschen selbst dabei immer im Blick zu behalten, auch seine Würde. Und im Fokus stehen zu Recht die höheren Werte, also die von Dauer, die dem Leben über das Dasein hinaus Haltung und dem Menschsein Würde geben. Sie bilden auch die wahre Triebfeder für die Kultivierung des menschlichen Lebens über die selbstverständliche Daseinsvorsorge hinaus. Eine solche Kultivierung ist nicht möglich, ohne die Weitergabe von Erfahrungen über die Grenzen des eigenen Lebens hinaus. Oder anders formuliert: Wir alle leben von Erfahrungen, die wir selbst nicht gemacht haben. Und wir pflanzen Bäume im metaphorischen Sinne, deren Früchte wir selbst nicht ernten werden. Dies ist wahre Kultur, mit der Werte geschaffen und zugleich über Generationen weitergegeben werden.

Auch bei Macht und Pracht in der Denkmalpflege geht es in Wirklichkeit um Werte. Und so stelle ich auch hier die Frage: Wie entstehen wahre Werte? Nun, sie fallen nicht vom Himmel, sondern sind das Ergebnis menschlicher Wertschätzung, sind Teil eines Wertekanons, der sich über Generationen aufgebaut und in Jahrhunderten bewährt hat.

Doch wie passt nun dieser Wertebegriff aus Wertschätzung und Erfahrung zu unserem heutigen Verständnis von Pracht, dem man doch eine gewisse Opulenz bei der Sättigung menschlicher Gelüste beizumessen geneigt ist?

Pracht: Prunk und Glanz oder Erhabenheit und Würde?

Pracht ist ein altes Wort, das man gerne mit Glanz und Gold, mit barockem Reichtum und farbiger Opulenz, mit frisch gestrichenen Fassaden und neuester Installation verbindet. Pracht kann aber auch abfällig gemeint sein, etwa wenn Barockes als gepuderte Opulenz oder Historismus als Vortäuschung falscher Tatsachen diffamiert werden, oder wenn die Wiederbelebung traditioneller Techniken als eine Marotte abgetan wird.

Sie sehen, auch mit dem Begriff der Pracht gibt es



5 Organist Kurt EnBle umrahmte das Programm an der Orgel.



6 Gleich einem prachtvollen Schlossbau: das reichstädtische Rathaus von Schwäbisch Hall direkt gegenüber der Kirche St. Michael, Schwäbisch Hall.

ein Problem. Pracht muss nicht immer Prunk und Glanz bedeuten, obwohl der Begriff mit dem alten deutschen Wort *prachern* verwandt ist, was so viel bedeutet wie „aufdringlich sein“ oder „sich aufdrängen“.

Wir als Kinder der Neuzeit können die Pracht nicht mehr ohne den spezifisch humanistischen Hintergrund ihrer Bedeutung verstehen. Denn die deutsche Pracht ist neuzeitlich geprägt und längst die etwas hinkende Übersetzung der lateinischen *magnificentia*.

Viele kennen noch den Ehrentitel der Magnifizenz für den Rektor einer Universität. Er umschrieb die ehrwürdige Größe aus kultiviertem Geist. Insofern meint *magnificentia* immer eine den Umständen angemessene Pracht, das repräsentative Dekor. Man könnte sie auch als Erhabenheit und Ehrwürdigkeit durch geistige Größe bezeichnen. Eine Erhabenheit, wie sie sich noch gesteigert in der *maiestas* äußert, aber auch schon in der Würde des Menschen, eines Amtes, eines Kunstwerks zum Tragen kommt. Und so gibt es auch die Erhabenheit des Einfachen und die Pracht des Verborgenen. Man betrachte nur einmal eine Pflanze, bei der die wahre Pracht nicht schon in deren Blüte, in deren Farbe und Schönheit erstrahlt, sondern erst in der Frucht. Ja, Früchte sind zunächst verborgene, unscheinbare Werte. Einmal ganz abgesehen davon, dass es durchaus auch Zeiten gab, die der schlichten Form im Sinne vornehmer Eleganz den deutlichen Vorzug vor der reichen Form einräumten.

In Denkmälern gespiegelte Werte

Womit wir wieder bei den Werten wären, bei Wertvorstellungen und Wertschätzung. Macht und Pracht sind also Werte-Kategorien. Macht im Sinne von Wirkungsmacht und Pracht im Sinne von Erhabenheit spiegeln die Werte im Dialog zwischen den Bereichen des Materiellen und Ideellen. So ging es etwa in diesem Jahr bei der als Jubiläum gefeierten Reformation weniger um einen lutherischen

Personenkult als vielmehr um die in den Denkmälern gespiegelten Glaubenswerte. Und bei den Denkmälern ganz allgemein geht es um die darin enthaltenen Werte, um die Botschaft aus den Werken und aus ihrer Geschichte.

Folglich geht es nicht nur um visuelle und materiell gebundene Werte, sondern vor allem um die Kontexte, in denen sie erscheinen, und um die Bedeutungen, mit denen sie bisweilen in Wettbewerb zueinander treten. Nur ein Beispiel mag dies verdeutlichen. Die Schlösser und höfischen Gärten der Renaissance- und Barockzeit thematisieren mit ihrer gestalterischen Instrumentation wie Größe, Proportion und Masse das Phänomen der Hoheit. Mit den Mitteln der Künste verwirklichen sie jene spürbare Erhabenheit, die sie heraushebt aus der Masse anderer Baulichkeiten. Ihre Exklusivität wird betont durch den gezielten Einsatz sorgsam gewählter gestalterischer Mittel und einen Maßstab, der sich durch die Verarbeitung geistiger Komplexe von dem nur Nützlichen und Käuflichen abhebt. Bis heute spüren Menschen das besondere Gewicht solch baulicher Merkmale, etwa von Türmen als den Symbolen der Herrschaft oder von Porta-



7 Das vielfältige Programm zur Nacht des offenen Denkmals stieß auf großes Interesse.



8 Zahlreiche Zuhörer folgten der Ansprache des Oberbürgermeisters beim Empfang im prachtvollen Saal des Rathauses.

len als Orten der Grenzüberschreitung. Sie empfinden die distanzierende Wirkung hoher Geschosse in den Bauten, die martialische Abwehr einer Mauer aus Buckelquadern und die ständische Ordnung von Ober- und Unterbau. Wir alle wissen aber ebenso um die befreiende Wirkung großer Säle, um die spannungsvoll sich erhebende Eleganz von Treppenhäusern, um das innere Leuchten des Glanzes von echtem Gold und um den trittdämpfenden Klang schwer gewirkter Stoffe in den Räumen.

Auch in unseren demokratisch geprägten Zeiten verkörpern diese Anlagen noch immer den hoheitlichen Charakter, einfach, weil er in den Künsten gebunden ist, die noch immer auf uns wirken. Die architektonisch manifestierte Hoheit in den Schlössern ist auch dann noch geblieben, als sie die Herrschaft verloren haben. Umso wichtiger ist es, derartige Hoheit im richtigen Kontext zu präsentieren, eben als ein in der Gegenwart lebendiges Zeugnis der Geschichte.

Schwäbisch Haller Kulturdenkmale im Kontext ihrer Zeit

Wenn dann wie hier in Schwäbisch Hall ein reichsstädtisches Rathaus in der Attitüde eines Schlosses daherkommt, erweist sich dies in den Kontext der Zeit gesetzt als dramatische Inszenierung einer durchaus selbstbewusst kämpferischen Ansage, die zur Zeit der Entstehung das Bekenntnis zur gleichwertig empfundenen Selbstverwaltung der Bürgerschaft enthielt und erst heute im demokra-



9 Eine bürgerliche Stiftung des Mittelalters ist das Hospital zum Heiligen Geist. Die heutige Dreiflügelanlage entstand nach dem Stadtbrand 1728.

tischen Rahmen auf Selbstverständlichkeit oder Ästhetik reduziert werden kann. Doch solche Häuser darf man nicht einseitig museal betrachten. Als Häuser der Geschichte sind sie noch immer lebende Zeugen.

Dies gilt natürlich nicht minder für die anderen Denkmale mit reichsstädtischer oder urban-bürgerlicher Geschichte, die mit den anderen Tönen ehrwürdiger Größe spielen. Ich denke an die angemessen strengeren Formen des Hospitals zum Heiligen Geist, die die Ernsthaftigkeit einer Fürsorgeeinrichtung spiegeln, die aus der Selbsthilfe verantwortungsbewusster Bürger dieser Stadt erwachsen ist. Ich denke an die vielen Fachwerkhäuser hier, wo Material und Technik zur Tugend der gefälligen Form in menschlicher Größe fortentwickelt wurden.

Nicht immer wurde die Erhabenheit des Einfachen erkannt, geschweige denn im Falle der von den Johannitern gepflegten *humilitas*, der Hinwendung an den einfachen Menschen, geschätzt. So darf man es als glückliche Fügung werten, dass die gelungene Sanierung der Kirche des Johanniterspiitals den heutigen Bürgern die Pracht einer verborgenen Kostbarkeit wieder erschlossen hat.

Aktualisierung von Denkmalen

Es ist nicht immer ein Museum vonnöten, um die wahre Pracht hinter der offensichtlichen zu erkennen, um die Erhabenheit des Einfachen als seltene Kostbarkeit im Haufen des Überflusses zu entdecken oder auch die Potenz des lebendigen menschlichen Gestaltungswillens hinter den zu scheinbar toter Materie erstarrten Werken. Doch man muss die Zeugnisse der Geschichte immer wieder von Neuem aktualisieren. Erst dann werden sie zu uns sprechen, statt uns im Wege zu stehen, dann werden sie uns bereichern, anstatt uns zur Last zu fallen, dann werden sie uns selbst fordern, anstatt nutzlos brachzuliegen.

Der Tag des offenen Denkmals ist für jeden von uns ein guter Anlass zu erneuter persönlicher Auseinandersetzung, zu einer Aktualisierung der Denkmale auf individuellem Wege. Nutzen Sie diese Gelegenheit und entdecken Sie dabei Werte, die Sie nicht nur für dieses eine Jahr Ihres Lebens bereichern können, sondern immer wieder und dies auf Dauer!

Ich wünsche Ihnen eine entdeckungsreiche Nacht und einen erhellenden Tag des offenen Denkmals!

Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus
Albert-Lortzing-Str. 6
93133 Burglengenfeld

Das Wassersystem des Klosters Maulbronn

Ein Projekt zur Bestandserfassung mit hochaufgelösten Laserscandaten

Die Klosteranlage Maulbronn ist zusammen mit ihrem ins Umland ausgreifenden Wassersystem aus Teichen und einem Netz von weitverzweigten Gräben seit 1993 UNESCO-Weltkulturerbe. Im Zusammenhang mit der erweiterten Baulanderschließung südlich von Maulbronn und auf Anregung des BUND begannen vor 40 Jahren die ersten Nachforschungen und Dokumentationen zum historischen Wassersystem. Sosehr diese zum Teil komplexen Anlagen aus Quellen, Gräben, Kanälen und Teichen die Infrastruktur der Zisterzienserklöster prägten und die ausreichende Wasserversorgung insbesondere zur Blütezeit auch in Maulbronn erst gewährleisteten, werden sie im Erscheinungsbild der Landschaft immer noch zu wenig wahrgenommen. Es ist daher dringend notwendig, die teils verborgenen und verschütteten Reste der Wassernutzung näher ins Bewusstsein zu rücken und für die Zukunft zu erhalten.

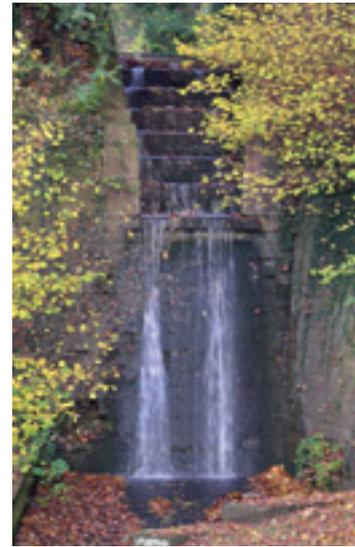
Antje Gillich

Ausgangslage und Forschungsstand

Wasser spielte mit seinen vielen Funktionen eine besonders wichtige Rolle für die Existenz eines Zisterzienserklusters. Es wurde im Haushalt zum Kochen, Waschen und Putzen sowie zur Körperpflege genutzt, für liturgische Verrichtungen wie rituelle Waschungen oder als Weihwasser und für gewerbliche Zwecke, das heißt zum Antrieb der Mühlen und anderer Gewerke, zur Versorgung der zahlreichen Fischteiche, zur Bewässerung der Felder und Wiesen und Tränkung des Viehs. Nach den *Capitula*, den frühen Statuten der Zisterzienser aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, war es unentbehrliche Voraussetzung für eine Klostergründung und wurde an erster Stelle genannt. Dass die ersten Gründungsversuche gerade aufgrund von Problemen mit der Wasserversorgung nicht immer erfolgreich waren, zeigt das Beispiel von Eckenweiher im Jahre 1138, das erst 1147 mit der Verlegung ins etwa 8 km nordwestlich gelegene Salzachtal und der Neugründung des Klosters in Maulbronn gelang. In den Schriftquellen werden als Grund die ungünstigen natürlichen Gegebenheiten des Geländes angeführt: „minus aptum in aquis et pratis“, also explizit die schlechten Wasser- und Weideverhältnisse. Der wahre Anlass für die Verlegung mag – wie von der historischen Forschung vermutet – letztlich auch politischer Art gewesen sein, doch entsprechen die schlechten hydrologischen Verhältnisse des Standortes Eckenweiher mit seinen umliegenden Erhebungen auch

objektiv den Beschreibungen in den Quellen. In Maulbronn waren die naturräumlichen Voraussetzungen dagegen optimal, wie die aktuellen Projektuntersuchungen belegen.

Ende der 1980er Jahre wurde mit ersten Dokumentationen zum Maulbronner Wassersystem durch Prof. Dr. Wolfgang Seidenspinner vom Landesdenkmalamt begonnen, deren Ergebnisse mit einer Bestandsaufnahme und Kartierungsskizze 1989 zunächst in dieser Zeitschrift (Heft 4/1989) und 1997 im Jubiläumsband zum 850-jährigen Klosterjubiläum veröffentlicht wurden (Abb. 1). Seitdem sind einerseits umfassende Untersuchungen im Zusammenhang mit der Klosterlandschaft erfolgt, darunter 2002 eine geografische Diplomarbeit und 2009 eine umfangreiche Kulturlandschaftsanalyse durch Dr. Peter Burggraaff und Dr. Klaus-Dieter Kleefeld, und andererseits viele vereinzelte baubegleitende archäologische Befunde der Denkmalpflege Karlsruhe zum Wassersystem dokumentiert worden. Zur Sicherung und künftigen Erschließung des Welterbes im Rahmen des *periodic reporting* der UNESCO erarbeitete das Stuttgarter Büro Planstatt Senner 2012 im Auftrag des Ministeriums für Finanzen und Wirtschaft vertreten durch das Landesamt für Denkmalpflege eine landschaftsplanerische Gesamtperspektive für die Klosterlandschaft. In dieser Perspektive sind wichtige Starterprojekte benannt, unter anderem die Erforschung des historischen Wassersystems. Von 2014 bis 2016 erfolgte deshalb von der Autorin in einem vom damaligen Ministerium für Fi-





1 Das Wassersystem von Kloster Maulbronn.

nanz und Wirtschaft geförderten zweijährigen Projekt die erste komplette und genaue Bestandsaufnahme und Analyse des Wassersystems außerhalb des Klosters auf der Grundlage aktueller hoch aufgelöster Laserscandaten. Es sollten Antworten auf die Fragen gefunden werden, wie das Wassersystem von Kloster Maulbronn aussah, wie es funktionierte und sich entwickelte und welches Gefährdungspotenzial heute für das Kulturdenkmal von Weltrang besteht. Diese und weitere Fragen standen im Zentrum des Projekts, das mit seinem Abschluss die Grundlage für ein entsprechendes Schutz- und Pflegekonzept legt.

Bestandsaufnahme und Entdeckung einer Sohlschwelle

Voraussetzung für ein detailliertes Schutz- und Pflegekonzept ist die genaue Kenntnis und Kartierung des gesamten Wassersystems von Maulbronn. Auf Grundlage der bisherigen Forschungen und aktueller, hoch aufgelöster Laserscandaten vom Kloster und seiner Umgebung erfolgte in einem ersten Schritt eine komplette und lagegenaue Bestandsaufnahme (Abb. 2). Mithilfe eines dafür erarbeiteten Gewässerbogens, wie er ganz ähnlich bei der Biotopkartierung im Naturschutz verwendet wird, sollten neben allgemeinen Daten zu den verschiedenen Grabensystemen, zu Lage, Ursprung und Mündung, Wasserführung, Gefälle usw. auch gewässermorphologische Informationen wie Breite, Tiefe und Böschungsform erfasst

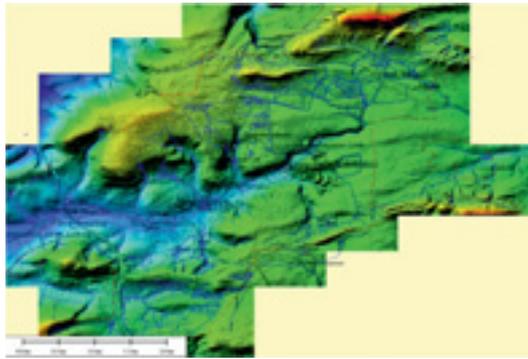
werden. Darüber hinaus wurden gewässerbett-dynamische Daten zur Ufergestaltung, zu Querbauwerken, Ausleitungen und Verzweigungen ermittelt sowie das Sohlsubstrat aufgenommen. Abschließend wurde neben dem Erhaltungszustand auch die Funktion des Grabens im Wassersystem bewertet und Besonderheiten, wie beispielsweise die Überwindung des natürlichen Einzugsgebiets notiert.

Kurz zusammengefasst lässt sich folgendes Bild des Wassersystems entwerfen: Es bestand um etwa 1500 aus 20 hintereinander an der Salzach gestaffelten, am Hang und auf der Hochfläche gelegenen Teichen und einem damit verbundenen Netz von insgesamt 110 km Sammel- und Transportgräben (Abb. 3). Der Kern des Systems wird sich möglicherweise in den ersten Jahrhunderten der Klosterentwicklung auf die Teiche im Salzachtal beschränkt haben, denn ein See bei Knittlingen, der Steigersee, ist nach Karl Klunzinger nachweislich erst 1531 vom Kloster angekauft worden. Die auch über die Gemarkung hinausgehenden Gräben sammelten zusätzlich Oberflächenwasser, da das Wasseraufkommen der Salzach und der vorhandenen natürlichen Wasserläufe und Quellen für das wachsende Kloster nicht mehr ausreichte. Oft, aber nicht immer, handelte es sich um eine Kombination aus ursprünglich natürlichen Bachläufen mit künstlichen Gräben. Einerseits zur Vergrößerung des Einzugsgebiets und andererseits zum gezielten Transport des Oberflächen- oder Quellwassers zu einem Teich, zur Salzach und ih-

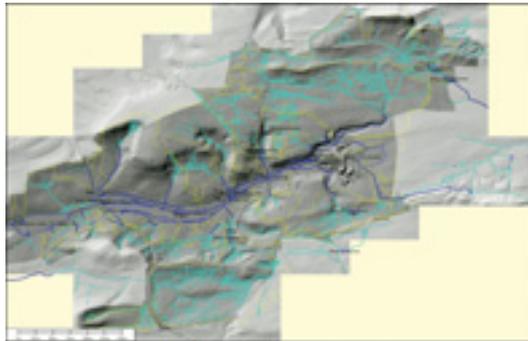
ren umliegenden Wiesen oder zum Kloster. In einem Fall, beim Hohenackersee, ist dieser als Wasserreservoir Ausgangspunkt eines unterhalb gelegenen natürlichen Bachlaufes, dessen Einzugsgebiet durch künstlich angelegte Gräben noch erweitert wurde. Eine weitere Besonderheit ist der Hamberggraben an der östlichen Gemarkungsgrenze, der als einziger Grabenast unverzweigt war und temporär große Mengen Wasser sammelte, wie im Frühling 2016 mit den großen Wasserlachen in seinem Verlauf dokumentiert werden konnte. Dieser wichtige Ast der Roßweiherversorgung wurde 1973 durch den Bau einer Deponieanlage auf einer Länge von etwa 900 m unterbrochen.

Für das Wassersystem wurden fast ausschließlich einfache Erdgräben aus Lehm und Ton ausgehoben. Einzige Ausnahme ist der unterirdische Sohlverbau zwischen Roßweiher und Seidehof von etwa 240 m Länge, der in der Flurkarte von 1835 noch in Teilen offen verlief und damals nur über den mittleren beackerten Teil von etwa 140 m verdolt war. Dieser unterirdische Sandsteinkanal ist in den letzten Jahren mehrfach eingebrochen und notdürftig repariert worden. Eine Kanalbefahrung beim Seidehof im Dezember 2015 erbrachte erste Bilder zum Aufbau mit lichtem Maß von etwa 40 cm und der Abdeckung durch große Sandsteinplatten. Mit einer Forschergruppe der Universität Heidelberg unter Leitung von Prof. Dr. Thomas Meier werden mithilfe geophysikalischer Messungen derzeit Größe und Verlauf näher untersucht.

Während der Grabenanalysen wurde ein weiteres bisher unbekanntes Relikt des Wassersystems südlich am Elfinger Hof entdeckt und freigelegt, das Zeugnis für das weitreichende und komplexe Graben- und Teichsystem in früherer Zeit und die da-



2 Bestandsaufnahme des Wassersystems auf Grundlage der Laserscans.



3 Sammel- (hellblau) und Transportgräben (dunkelblau) sowie Wassereinzugsgebiete (gelb).

für notwendigen Kenntnisse ablegt. Unterhalb des ehemaligen Elfinger Sees liegt das Gewinn Fischgruben, das mit diesem Namen bereits auf Abfischbeziehungsweise Überwinterungsbecken hindeutet. Am Unterhang eines Grabens, der im Wald am Aschberg entspringt, wurde quer zum Graben auf einer Länge von mindestens 3,70 m eine Konstruktion angelegt, die aus einer doppelten Sandsteinreihe bestand (Abb. 4). Die Steine waren sorgfältig behauen und die Zwischenräume mit Mörtel verstrichen. Da in dieser Senke direkt an einem Altweg zum Elfinger Hof ein Gebäude in historischer oder moderner Zeit ausgeschlossen werden kann, muss eine andere Deutung gesucht werden. Aufschluss über die Funktion dieses Querbauwerkes gab schließlich die Fachliteratur zur Teich- und



4 Sohlschwelle unterhalb des ehemaligen Elfinger Sees von Norden.

Fischwirtschaft, wonach das Betreiben von Winterteichen hohe Anforderungen an die Qualität des Zulaufwassers stellt. Das heißt, es ist ein ausreichender Sauerstoffgehalt des Wassers mit wenig sauerstoffzehrenden Stoffen notwendig, weil nach dem Zufrieren der Sauerstoffeintrag unterbunden ist. Um neben den Teichen auch für die zugehörigen kleinen Becken eine saubere, sauerstoffreiche Frischwasserzufuhr zu gewährleisten, wurde hier am Elfinger See offensichtlich der Bau einer so genannten Sohlschwelle notwendig. Sie verringerte die Strömungsgeschwindigkeit und damit Tiefenerosion im Graben, der bei kräftigen Regenfällen sicher sehr angefüllt war. Dadurch wurde einerseits das Einschwemmen von Sedimenten in die Fischgruben verhindert und gleichzeitig die Anreicherung des Wassers mit Sauerstoff ermöglicht.

Archäologie an den Wassergräben

Ergänzt werden die Ergebnisse der Gewässeranalyse durch sechs geoarchäologische Profilschnitte an den Hauptgräben sowie an zwei kleinen Stichgräben. Bisher war unbekannt, inwieweit die Gräben in ihren ursprünglichen Ausmaßen und Formen noch im Boden erhalten sind, wie sie angelegt wurden und ob sie Unterschiede im Bau aufweisen. Die im Maulbronner Tal vorhandenen wasserstauenden Lehm- und Tonböden über den Gesteinen des Mittleren Keuper boten, wie schon erwähnt, ideale Voraussetzungen für die Anlage von Teichen und einfachen Erdgräben. Im Vorfeld der archäologischen Untersuchungen führten Dr. Ralf Hesse und die Autorin an zwei Tagen an verschiedenen Stellen Probebohrungen durch, um die Erhaltungsbedingungen und Bodenverhältnisse



5 Profil des Transportgrabens im Graubrunnenwald von Südwesten.

einschätzen zu können. Unterstützt wurden die Untersuchungen durch den Bodenkundler Dr. Werner Weinzierl vom Landesamt für Geologie, Bergbau und Rohstoffe in Freiburg, der die hydrogeologischen Untergrundverhältnisse um Maulbronn durch frühere Gleisbauuntersuchungen sehr gut kennt.

Im Juli 2015 wurden die sechs etwa 5 m langen und 1 bis 2 m tiefen Baggerschnitte angelegt und die Profile dokumentiert (Abb. 5). Im Ergebnis waren die Bodenverhältnisse um Maulbronn optimal für die Anlage einfacher Erdgräben, die nur so tief gegraben wurden, bis man das nötige Gefälle erreichte und auf die wasserstauenden tonigen Schichten stieß. Entsprechend der punktuellen Einbindung in das Grabensystem, dem Gefälle und Vorhandensein natürlicher Quellen und Abflussrinnen sowie ihrer konkreten Funktion unterscheiden sie sich aber deutlich in Form und Größe. Das Spektrum reicht von zum Teil tief eingeschnittenen natürlichen v-förmigen Kerbtälchen an steileren Hängen über künstliche, wenige Zentimeter gegrabene, teilweise kurze Stichgräben bis hin zu breiten muldenförmigen und abschnittsweise gestreckten Transportgräben in meist flachem Gelände. In Ausnahmefällen wurden erhebliche Geländeerhöhungen und die Rhein-Neckar-Wasserscheide überwunden und Gräben sogar bis zu 6 m Tiefe wie beim Verbindungsgraben im Schefenackerwald angelegt (Abb. 6), um das Wasser gezielt an den gewünschten Ort zu transportieren.

Aus Schriftquellen und Altkarten

Neben den archäologischen Untersuchungen wurden die wichtigsten historischen Archivbestände zum Maulbronner Wassersystem im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und im Staatsarchiv Ludwigsburg gesichtet sowie Altkarten ausgewertet.

Leider ist bis heute kaum etwas über das Archiv des mittelalterlichen Klosters bekannt, obwohl bis zu seiner Auflösung im Zuge der Reformation sowohl Bibliothek als auch Archiv dort vorhanden gewesen sein müssen.

Der Hauptteil der Maulbronner Archivbestände befindet sich in Stuttgart und ist nahezu vollständig über Findbücher mit Kopfregesten im Internet einsehbar, das Württembergische Urkundenbuch bis 1300 ist komplett abrufbar. Daher konnten in einem ersten Schritt sehr effektiv die wichtigsten Urkunden und Sachakten nach Aussagen zum Wasserbewirtschaftungssystem von Maulbronn durchgesehen werden (Bestand von 1147–1806 im Findbuch A 502 zum Kloster und A 502 L zum Klosteramt). Dazu gehörten Lagerbücher mit Bestandsverzeichnissen des Klosters. Das älteste noch erhaltene von 1489 erbrachte keine Hinweise zum Wassersystem. Der zweite Band enthält

die so genannte Maulbronner Seeordnung von 1561, die nach der württembergischen Eroberung und Reformation des Klosters verfasst wurde. Das nach der Reformation zum Klosteramt umgestaltete Kloster wurde in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten fest in die württembergische Verwaltung eingebunden, wobei die Seen als Wasserreservoir und Energiequellen sowie als Fischteiche und wichtige wirtschaftliche Einnahmequelle wieder reaktiviert wurden. Die Seeordnung stellt als älteste komplette Bestandsaufnahme der 20 Teiche mit der Auflistung ihrer Namen, Größe, Funktion, Fischbesatz und Erhaltungszustand einen großen wissenschaftlichen Wert dar.

Die Teiche waren demnach in schlechtem baulichem Zustand und mussten instand gesetzt werden, bevor man die Zucht von Karpfen und Hechten wieder aufnehmen konnte. Sie sollten ständig von Frischwasser durchflossen werden, wobei die Gräben im Wald offen gehalten werden mussten. Erstmals wird hier auch die Wiesenwässerung im Elfinger Tal erwähnt, die zu getrennten Zeiten der Teichversorgung stattfinden sollte. In einem weiteren Lagerbuch von 1575 wird neben den zahlreichen Klosterteichen auch erstmals das komplexe System der mit ihnen verbundenen Wassergräben konkreter erwähnt, das sich bis auf die Nachbargemarkungen erstreckte.

Auch wenn in den vorhandenen schriftlichen Quellen nicht genau nachzuvollziehen ist, wie und wann das Wassersystem entstanden ist, wird es als ein bestehendes komplexes System beschrieben. Es geht ganz sicher ins Mittelalter zurück, das belegen auch aktuelle Radiokarbondatierungen aus dem Tiefen See vom Beginn des 15. Jahrhunderts



(vgl. auch Artikel von Manfred Rösch/Elske Fischer/Birgit Kury: Die Maulbronner Klosterweiher. Spiegel von vier Jahrtausenden Kulturlandschaftsgeschichte, S. 282), möglicherweise im Kern auch noch weiter zurück bis in die Anfangszeit der Klostergründung Mitte des 12. Jahrhunderts. Ein weiteres Indiz gibt Rückschlüsse auf die Datierung zumindest eines Teiches in die Klosterzeit. Der Name des ehemaligen Abt-Gerhard-Sees taucht in den frühesten Lagerbüchern im 16. Jahrhundert schon in dieser Form auf und wird mit Abt Gerung (auch Gerhard, Gering oder Göhring) von Wildberg in Verbindung gebracht, der 1428 bis 1430 sein Amt in Maulbronn ausübte und offensichtlich diesen See anlegen ließ.

6 6 m tiefer Verbindungsgraben im Schefenackerwald von Süden.



7 Älteste Darstellung der Maulbronner Seen in der Karte von Georg Gadner aus dem Jahr 1585/87.



8 Landwirtschaftliche Pflugschäden am Graben südlich des Allmendwaldes, Blick nach Osten.

Dass das Wassersystem in späteren Jahrhunderten ausgebaut und weiterentwickelt wurde, wird anhand der historischen Karten deutlich. Die älteste, allerdings noch sehr schematische Darstellung dreier aneinandergereihter Seen unterhalb des Klosters findet man auf der Karte des Stromberger Forstes, der so genannten *Chorographia Ducatus Wirtembergici* von Georg Gadner aus dem Jahre 1585/87 (Abb. 7). Weitaus detaillierter und genauer sind die Seen schon etwa 100 Jahre später in der ersten Forstkarte von Andreas Kieser und in den Gemarkungskarten der darauffolgenden Jahrhunderte abgebildet.

Vier der historischen Seen sind heute noch erhalten beziehungsweise als Dämme im Gelände oder in Flurnamen erkennbar, während die meisten im 19. Jahrhundert trockengelegt und als landwirtschaftliche Flächen umgenutzt wurden.

Denkmalpflegerische Perspektive

In der alltäglichen Denkmalpraxis sind Gespräche mit den Eigentümern und Nutzern beim Schutz des Wassersystems mit all seinen Elementen notwendig. Obwohl die Wassergräben und Klosterseen zusammengenommen nur einen relativ geringen Anteil an der Gemarkungsfläche einnehmen, ist das System funktionsbedingt hochgradig raumwirksam. Das bedeutet, dass fast jeder Eingriff in die Fläche zu Denkmalverlusten führen kann und bereits geführt hat – angefangen beim Bau der mittlerweile selbst in Abschnitten als Kulturdenkmal geführten Westbahnstrecke von 1853

und bei der Trockenlegung von Seen im 19. Jahrhundert über die Anlage von Waldwirtschaftswegen, die Errichtung von Sportplätzen, Bau- und Gewerbegebieten bis hin zu Hochwasserschutzmaßnahmen Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Für das Grabensystem zum Roßweiher wurde in den 1990er Jahren ein Verlust von 43 Prozent des Einzugsgebietes allein in dieser letzten, sehr intensiven Eingriffsphase errechnet. Daraus wird ersichtlich, wie wichtig es ist, den Schutzgegenstand zunächst einmal detailliert zu kennen, um die Maßnahmen und Eingriffe in das Wassersystem mit all seinen Elementen einerseits besser einschätzen und andererseits mit den Eigentümern und Nutzern langfristig vorausplanen zu können. So gelang beispielsweise im Schefenackerwald bei der im Flächennutzungsplan von 1987 ausgewiesenen geplanten Erweiterung des Wohngebietes in Zusammenarbeit mit dem Naturschutz der Erhalt von Waldflächen mitsamt dem darin liegenden Ausschnitt des Grabensystems. Beim Abt-Gerhard-See konnte durch Verhandlungen mit der Kommune die Ausdehnung des Gewerbegebiets nach Westen über den ehemaligen Damm hinaus verhindert werden. Jedoch bei der Süderweiterung des Gewerbegebiets ging im Jahr 2002 trotz der Bemühungen durch die Denkmalpflege ein Ast des Grabensystems verloren, der aber vor der Zerstörung noch dokumentiert werden konnte. Heutzutage sind die Konfliktpotenziale weitgehend ausgeräumt, da die erhaltenen Teile des Grabensystems fast ausschließlich im Staatsforst liegen, was die Tätigkeit der Denkmalpflege aber

nicht erübrigt. Nicht nur in Maulbronn, sondern landesweit werden die im Wald gelegenen Denkmalflächen in einem Datenaustausch mit der Forstverwaltung – als digitales Modul – in die Wald-funktionskarte übernommen und mit dem entsprechenden Schutzstatus gekennzeichnet.

Mit dem Abschlussbericht des Projekts sind nun die genaue Lage und der noch vorhandene Bestand des Wassersystems Maulbronn erfasst. Darüber hinaus sind auch Zustands- und Schadensbilder in den Projektbericht eingeflossen (Abb. 8; 9). In einem nächsten Schritt soll auf Grundlage der bisher gesammelten Daten ein Erhaltungs- und Entwicklungskonzept unter Beteiligung der betroffenen Akteure vor Ort und in den Behörden erarbeitet werden.

Neben der Forschung und Pflege ist mit dem Welt-erbe-Titel zusätzlich noch die Verpflichtung zur Vermittlung in der Öffentlichkeit verbunden. Anstöße zur Umsetzung dazu kamen vor allem vom Forst und Naturschutz, die durch die Denkmalpflege begleitet werden. So wurde 2014 und 2016 unter Federführung des Revierförsters Ulrich Klotz und des Forstamts Enzkreis im Rahmen internationaler Jugendworkcamps ein größerer Grabenabschnitt im Graubrunnenwald wiederholt gesäubert, neue Laubrechen an den Durchlässen eingesetzt und schließlich eine Informationstafel über das Gewässersystem in Zusammenarbeit mit dem Projekt erarbeitet. Darüber hinaus beteiligt sich die Autorin am jährlichen Sonderführungsprogramm in Maulbronn, das auf großes regionales und überregionales Interesse stößt.

Literatur und Quellen

Planstatt Senner: Landschaftsplanerische Gesamtper-spektive Klosterlandschaft Maulbronn. Gutachten im

Auftrag des Ministeriums für Finanzen und Wirtschaft vertreten durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Stuttgart 2012.

Peter Burggraaff/Klaus-Dieter Kleefeld: Kulturland-schaftsanalyse Klosterlandschaft Maulbronn als Bei-trag zum Landschafts- und Flächennutzungsplan der VG Maulbronn-Sternenfels. Gutachten im Auftrag des Landesamts für Denkmalpflege, Regierungsprä-sidium Stuttgart und Referat 25 – Denkmalpflege, Re-gierungspräsidium Karlsruhe und der Stadt Maul-bronn, Köln u. Kelberg 2009.

Christa Balharek: Die Maulbronner Seeordnung 1561, in: Museums- und Geschichtsverein Bretten (Hg.): Brettener Jahrbuch für Kultur- und Geschichte NF 1, 1999, S. 13–25.

Dieter Müller: Der Roßweiherast des Maulbronner Kanalsystems, in: Landesdenkmalamt Baden-Württem-berg (Hg.): Maulbronn – zur 850-jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Würt-temberg 7, Stuttgart 1997, S. 555–574.

Wolfgang Seidenspinner: Kloster und Landschaft – Zum Problem einer Morphologie der Kulturlandschaft aus denkmalpflegerischer Perspektive am Beispiel der historischen Funktionseinheit Kloster Maulbronn, in: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg.): Maul-bronn – zur 850-jährigen Geschichte des Zisterziens-erklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 7, Stutt-gart 1997, S. 555–574.

Karl Klunzinger: Urkundliche Geschichte der vormali-gen Cisterzienser-Abtei Maulbronn, Stuttgart 1854

*Dr. Antje Gillich
Lindenplatz 8
76185 Karlsruhe*



9 Forstliche Rückeschä-den am Grabensystem im Schefenackerwald, Blick nach Süden.



Die Maulbronner Klosterweiher Spiegel von vier Jahrtausenden Kulturlandschaftsgeschichte

Das Zisterzienserkloster Maulbronn war die erste Stätte in Baden-Württemberg, die das UNESCO-Siegel erhielt. Das Welterbe besteht nicht nur aus Gebäuden sondern auch aus der umgebenden Kulturlandschaft mit einem komplexen, künstlich geschaffenen Wassersystem mit zahlreichen Weihern und Kanälen. Im Schlamm dieser Weiher ist die Geschichte der klösterlichen Kulturlandschaft und aufgrund besonders günstiger geologischer Umstände auch die Entwicklung der Landschaft seit der Jungsteinzeit archiviert. Ein Forschungsprojekt des Labors für Archäobotanik des Landesamts für Denkmalpflege befasst sich mit der Kulturlandschaftsgeschichte von Maulbronn, soweit sie sich im Pollengehalt der Sedimente manifestiert. Der vorliegende Beitrag behandelt den Tiefer See und den Aalkistensee.

Manfred Rösch/Elske Fischer/Birgit Kury

Die Pollenanalyse gehört zu den wichtigsten Methoden zur Erforschung der Landschaftsgeschichte. Sie ist dort anwendbar, wo Blütenstaub in aufwachsende Ablagerungen eingebettet und durch Luftabschluss konserviert wird. Das ist in eiszeitlich geprägten Landschaften mit vorwiegend kühl-feuchtem Klima wie dem Alpenvorland oder dem Schwarzwald der Fall, wo natürliche Seen und Hochmoore optimale Quellen der Vegetationsgeschichte darstellen. In allen übrigen Landesteilen ist die Situation viel schwieriger, weil die entsprechenden Ablagerungen fehlen. Das gilt auch für die Regionen Kraichgau und Stromberg.

Bei der Pollenanalyse werden aus einem Bohrkern in bestimmten Tiefen Sedimentproben entnommen. In diesen wird der Pollen durch chemische Behandlung angereichert und dann im mikroskopischen Ausstrich am Durchlichtmikroskop die Gattung beziehungsweise Art bestimmt und gezählt.

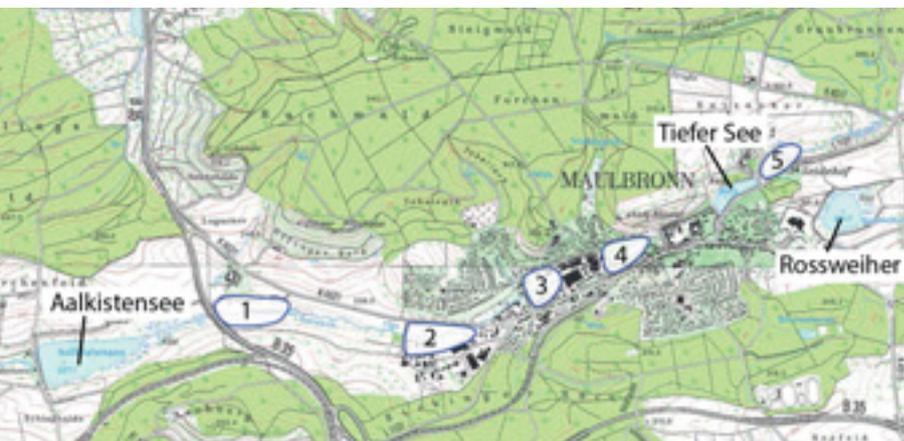
Von den Tausenden bis Hunderttausenden Körnern wird eine Stichprobe von einigen Hundert bis wenigen Tausend Körnern analysiert. Die Ergebnisse werden im Diagramm für die Pollentypen als prozentuale Anteile an der Zählsumme gegen die Tiefe oder die Zeit aufgetragen.

Die Maulbronner Klosterweiher bieten als künstliche Seen Einblick in die Geschichte der umgebenden Kulturlandschaft für die Zeit ihres Bestehens. Somit sind ihre Ablagerungen Denkmale der Kulturlandschaftsgeschichte und verdienen angemessenen Schutz.

Die Klosterweiher und ihre Sedimente als Kulturdenkmale

Die zahlreichen, teilweise noch bestehenden Weiher des Klosters Maulbronn boten als künstliche Stillgewässer die Möglichkeit, hier zumindest für die kurze Spanne ihres Bestehens, also die letzten 850 Jahre, die Landschaftsgeschichte auch in dieser Region näher zu untersuchen (Abb. 1). Deshalb wurden 2012 aus den noch bespannten Weihern Tiefer See und Aalkistensee Bohrkern entnommen. Das geschah mit einem Stechrohr-Kolbenbohrer (modifizierter Livingstone-Bohrer) mit 1 m Kammerlänge und 5 cm Kammerdurchmesser von einer Bohrplattform aus. Diese Sedimentbohrkerne wurden mittels Radiokarbonmethode datiert und pollenanalytisch untersucht. Anhand der Daten wurden Zeit-Tiefen-Modelle erstellt, die Einblick in die Geschichte der Gewässer und der umgebenden Kulturlandschaft ermöglichen.

1 Teile des historischen Maulbronner Wassersystems (nach Seidenspinner 1989) mit den abgegangenen Teichen. 1 Elfinger See, 2 Abt-Gerhard-See, 3 Billensbacher See (?), 4 Gartensee, 5 Binzensee.



4 Der Bannwald in Forchtenberg.

Hanfröste

Rösten bezeichnet die Gewinnung von Pflanzenfasern beim Nutzhanf durch Lagerung im Wasser. Beim Röstprozess werden die Pektine, die die Fasern mit den festen Holzbestandteilen der Pflanze verbinden, aufgelöst.

Mergeln

In der Landwirtschaft wurden überwiegend trockengelegte Feuchtgebiete mit Mergel, einem kalkhaltigen Sedimentgestein, aufgewertet. Der Kalk neutralisierte die sauren Böden und der Ton stabilisierte den weichen Boden, damit die Äcker begehbar und befahrbar wurden. Eine wirkliche Düngung erfolgte hierdurch nicht.

Mittelwald

Wirtschaftswald mit zwei Nutzungsschichten, einer oberen, lichten mit mehrhundertjähriger Umtriebszeit, meist mit Eichen für Bauholzerzeugung, und einer unteren mit wenigen Jahrzehnten Umtriebszeit zur Brennholzerzeugung, meist mit Buche, Hainbuche, Hasel bestockt.

Schattholz

Baum mit dichter Krone mit dunklem Schattenwurf, der in der Jugend mit geringem Lichtgenuss auskommt. Einheimische Schatthölzer sind Rotbuche, Weißtanne, Hainbuche; Halblichtölzer Eiche, Ulme; Lichtölzer Birke und Kiefer.

Streuwiesen

Grünland mit schlechter Futterqualität. Sie wurden meist nur einmal im Jahr gemäht und das Schnittgut als Einstreu für die Stallungen verwendet.



fast 10 Prozent benötigt. Außerdem erreicht die Rotbuche auf guten Standorten eine größere Wuchshöhe als die Eiche.

Ab dem 17. Jahrhundert nahm der Anteil der Waldkieferpollen zu und überflügelte im 19. und 20. Jahrhundert den Pollenanteil der Eiche. Berücksichtigt man aber die unterschiedliche Pollenerzeugung und -verbreitung der beiden Baumarten, so ergibt sich für das Maulbronner Gebiet bis heute eine starke Beteiligung der Eiche. Die Wälder dienten ebenso als Viehweide für Schweine, aber auch für Rinder, Schafe und Ziegen. Diese Nutzung hielt sich bis ins frühe 19. Jahrhundert, wie die geschlossene Kurve des Wacholders im Pollendiagramm zeigt. Dieser wird vom Vieh kaum verbissen und profitiert von der Waldweide. An der Zunahme der Süßgräser zeigt sich, dass mit deren Ende als Ersatz vermehrt Wiesen und Standweiden entstanden.

Beim Getreidebau spielte im späten Mittelalter der Roggen eine besondere Rolle. Danach wurde er vom Dinkel als wichtigstes Getreide abgelöst. Der Hanfanbau manifestiert sich im Tiefen See – im Gegensatz zu vielen anderen Seen – kaum. Das liegt nicht daran, dass kein Hanf angebaut wurde, sondern dass keine Hanfröste im See erfolgte. Vermutlich wurde dies vom Grundherrn, dem Kloster, wegen der damit verbundenen Gewässerbelastung nicht geduldet.

Obwohl der Klosterweinberg direkt an den See angrenzte, fanden sich im Schlamm, datiert zwischen dem 15. und 20. Jahrhundert, nur neun Pollenkörner der Weinrebe. Das spricht nicht gegen ausgedehnten Weinbau, denn der Pollen der zooga-

men Rebe ist selten. Möglicherweise gelangte kein Oberflächenwasser aus den Weinbergen in den See.

Der Aalkistensee

Der größte Maulbronner Weiher ist der Aalkistensee (Abb. 5). Er nimmt 3,5 km westlich des Klosters im Salzachtal zu Füßen der Rebfluren von Elfinger Berg und Reichshalde eine Fläche von 14,5 ha ein. Seine maximale Wassertiefe beträgt nur noch 1,5 m. In der Seemitte wurde ein fast 4 m langer Sedimentkern entnommen. Als die Radiokarbonaten vorlagen, war die Überraschung noch größer als beim Tiefen See. Die Sedimentbildung begann nämlich nicht mit der Klostergründung, sondern mehr als drei Jahrtausende früher, im späten 3. Jahrtausend v. Chr., am Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit! Es gab hier also schon lange vor dem Mittelalter einen See, der auf natürliche Weise, vermutlich als Erdfallsee durch Auslaugungsprozesse im Gipskeuper, entstand. Die Mönche stauten also ein bereits vorhandenes Gewässer auf und die Ablagerungen bieten die Möglichkeit, nicht nur 800, sondern 4000 Jahre Kulturlandschaftsgeschichte zu studieren.

Entwaldung und Waldnutzung seit der Bronzezeit

Bereits in der frühen Bronzezeit hatten die Menschen die Umgebung von Maulbronn weitgehend entwaldet, wie ein Anteil von über 60 Prozent an Gräsern und Kräutern am Pollenspektrum zeigt (Abb. 6). In den verbliebenen Waldbeständen spielten Linde und Ulme noch eine große Rolle. Der See war bis ins Mittelalter von einem Gehölzgürtel aus Schwarzerlen und Weiden umgeben. In der mittleren Bronzezeit ging der Nutzungsdruck sehr stark zurück und die Wälder dehnten sich aus. Offenland nahm nur noch etwa 20 Prozent der Fläche ein. Häufigste Holzart war jetzt die Rotbuche, gefolgt von Eiche, Esche, Ulme, Linde und Hainbuche sowie etwas Birke und Kiefer. Mit Beginn der späten Bronzezeit wurde der Wald wieder zurückgedrängt. Auf ihrem Höhepunkt im 9./8. Jahrhundert v. Chr. hatte die spätbronzezeitliche Entwaldung das gleiche Ausmaß wie die frühbronzezeitliche. Im Wald erlangten nun die Eichen ein Übergewicht; Linde, Ulme und Rotbuche verloren an Boden und die Birke wurde häufiger. Das deutet auf Mittelwaldwirtschaft und Waldweide hin, besonders auf Schweinemast mit Eicheln. Während der vorrömischen Eisenzeit und der römischen Kaiserzeit weist der Anteil an Gräsern und Kräutern auf erheblich stärkere Entwaldung hin als in der mittleren Bronzezeit. Sie erreichte aber nicht das Ausmaß der Entwaldung der frühen und spä-

ten Bronzezeit. Ein völkerwanderungszeitlicher Rückgang der Waldnutzung ist nur kurz und schwach. Bereits im frühen Mittelalter stieg die Entwaldung wieder auf den Stand von Früh- und Spätbronzezeit und blieb fast bis zur Gegenwart auf diesem Niveau. Kurze und schwache Phasen der Wiederbewaldung zeichnen sich im 12. Jahrhundert n. Chr., also möglicherweise zur Zeit der Klostergründung oder kurz davor, im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit ab. Vorbehaltlich der beschränkten Genauigkeit des Zeitmodells kann man sie mit dem 14. und 17. Jahrhundert in Verbindung bringen. Die höchste Entwaldung im betrachteten Zeitraum wurde im 15. und 16. Jahrhundert n. Chr. erreicht.

Was änderte sich im Wald zur Zeit des Klosters?

Bereits zu Beginn des frühen Mittelalters wurde der Gehölzgürtel um den See beseitigt und durch nasses Grünland ersetzt, wie der Rückgang der Erle und der Anstieg der Gräser und Sauergräser zeigen. In den Wäldern abseits des Sees gehen ab der Völkerwanderungszeit die Eichen zurück. Sie wurden von Rotbuche und Weißtanne verdrängt. Das weist auf verminderten menschlichen Einfluss im Wald hin. Die Buche war schon früher vor Ort im Wald beteiligt, die Tanne stieß vermutlich aus dem Nordschwarzwald hinzu. Warum die Tanne im Frühmittelalter vorstieß, nicht aber in der mittleren Bronzezeit, als die Landnutzung ebenfalls schwach und die Tanne im Schwarzwald längst etabliert war, hat möglicherweise einen klimatischen Hintergrund: Die Tanne meidet trockenwarmes Klima. Zu Beginn der Klosterzeit wurde sie wieder verdrängt, wohl durch gezielte Abholzung und an-

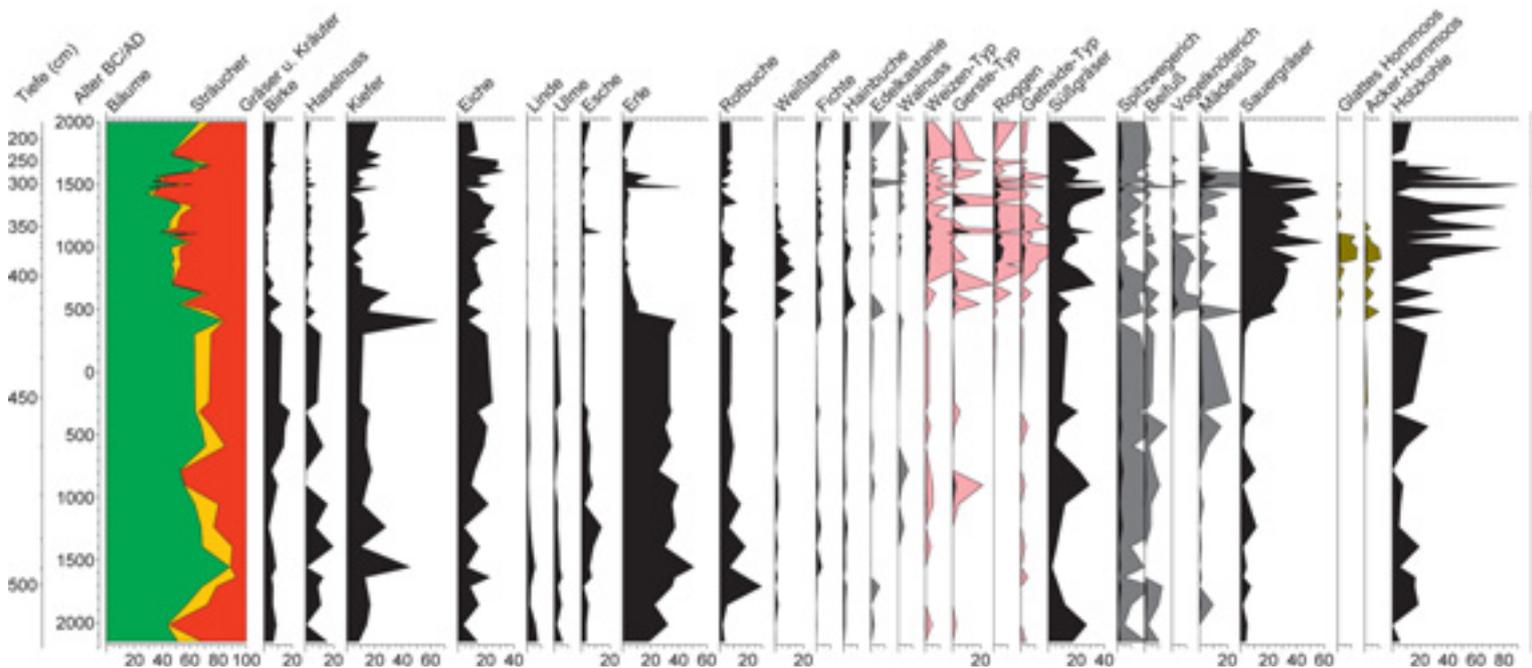


dere menschliche Eingriffe. Als die Klosterkirche errichtet wurde, waren offenbar keine örtlichen Bestände mehr vorhanden, um den Nadelholzbedarf für den Bau des Dachstuhls zu decken, und das Tannenholz musste aus dem Schwarzwald eingeführt werden, wie Floßmarken belegen.

In der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends n. Chr. erlebte mit der Hainbuche eine weitere Holzart ihre Blütezeit. Sie war schon früher im Gebiet vorhanden, machte sich aber im Pollenniederschlag wenig bemerkbar, weil sie im Mittelwaldbetrieb im Unterstand war, regelmäßig zur Brennholzgewinnung abgeschlagen wurde und daher kaum zur Blüte kam. Als im Frühmittelalter die Mittelwälder „verwahrlosten“, konnte sie sich besser bemerkbar machen, wie auch später wieder, in der Neuzeit, etwa ab dem 17. Jahrhundert.

5 Der Aalkistensee von Westen.

6 Pollendiagramm Aalkistensee. Schwarze Kurven: Prozentanteile der einzelnen Taxa; graue, rosa und olivfarbene Kurven: 10-fache Überhöhung der Prozentanteile.





7 Das Sommer-Adonisröschen wächst auf Kalkäckern, ist aber nur noch selten anzutreffen und gefährdet. Früher kam es um Maulbronn vor, wie Pollenfunde aus beiden Weihern zeigen. Pflanze und Pollen des Sommer-Adonisröschens und seine aktuelle Verbreitung in Baden-Württemberg.

Landwirtschaft

Das Kloster Maulbronn liegt dort, wo das Keuper-Hügelland des Strombergs nach Westen in den Kraichgau mit seinen fruchtbaren Lössböden übergeht. Es befand sich in einer ausgesprochenen Gunstlage an der Nahtstelle zweier Naturräume: Der Stromberg bot Holz und Wild sowie an seinen Südhängen die Möglichkeit, einen guten Tropfen Wein zu erzeugen, der Kraichgau beste Ackerböden. Dazwischen sorgten Gewässer dafür, dass man auch zur Fastenzeit nicht auf tierisches Eiweiß verzichten musste. Durch gewässerbauliche Maßnahmen wurde diese Situation weiter verbessert. Das Gebiet war seit vielen Jahrtausenden, das heißt seit der frühen Jungsteinzeit, von Menschen besiedelt und genutzt, wie aus archäologischen Daten abzulesen ist. Die ersten drei Jahrtausende dieser Geschichte fehlen in der Überlieferung des Aalkistensees, weil er erst am Übergang zur Bronzezeit entstand. Zu diesem Zeitpunkt war die Landschaft schon stark entwaldet, und es wurden Ackerbau betrieben und Getreide sowie andere Feldfrüchte angebaut. Zur Sicherung der Erträge erfolgte eine Feld-Gras-Wirtschaft, mit langen Brachen, verbunden mit Weidebetrieb. Auch der Wald wurde als Viehweide genutzt; Mähwiesen gab es hingegen noch keine. Das Vieh musste sich ganzjährig im Freien selbst mit Futter versorgen, was bei Schnee im Wald leichter ist als im offenen Gelände. Im Frühmittelalter wurde dann auch das nasse Land um den See ausgestockt und nutzbar gemacht. Man erkennt dies am abrupten Abfall

der Erlenkurve bei gleichzeitiger Zunahme der Gräser und Sauergräser. Es entstanden Streuwiesen. Ob dort tatsächlich Streu zur Misterzeugung gewonnen wurde oder Heu, oder ob das Gelände einfach als Weide diente, entzieht sich jedoch unserer Kenntnis. Auf dem Acker wurde im Verlauf des Frühmittelalters die Feld-Gras-Wirtschaft durch die produktivere Dreifelderwirtschaft ersetzt und der besonders anspruchslose und säuretolerante Roggen wurde zum Hauptgetreide. Das blieb auch noch während der Klosterzeit so und änderte sich erst gegen Ende des Mittelalters, als auch hier – mit dem als „Verdinkelung“ bezeichneten Wechsel von Roggen zu Dinkel als Hauptgetreide – ein Umbruch im Getreidebau einsetzte. Voraussetzung mag das Mergeln der Äcker gewesen sein, das die Wuchsbedingungen für Dinkel verbesserte. Der Ackerbau ist nicht nur durch Getreidepollen erfasst, sondern auch durch eine ganze Reihe charakteristischer und bemerkenswerter Ackerwildkräuter, die heute überwiegend vom Aussterben bedroht sind und in dieser Region nicht mehr vorkommen. Neben bodenvagen Arten wie Kornrade und Acker-Spörgel sind es einige Arten saurer Böden wie Kornblume, Acker-Frauenmantel, Sandmohn und Knäuel, vor allem aber zahlreiche Arten der Kalkäcker, Adonisröschen (Abb. 7), Hasenohr, Acker-Haftdolden (Abb. 8), Feld-Rittersporn, Tännel-Leinkraut, Schwarzkümmel, Acker-Breitsame, Venuskamm, Acker-Klettenkerbel oder Kuhkraut. Übergreifende Auswertungen von Früchten und Samen aus Grabungen und von Pollen in Seesedimenten konnten zeigen, dass diese Pflanzen, vorwiegend Angehörige derselben Pflanzengesellschaft, erst seit der späten Bronzezeit bei uns auftraten, und dass sie früher vermutlich nicht an Kalkböden gebunden waren. Südwestasiatisch-ostmediterrane Herkunft, lichtbedürftig, konkurrenzschwach, aber trockenresistent, konnten sie sich hier erst behaupten, als Bodenerosion infolge des Pflügens im Hügelland die Böden flachgründig und damit trockener machte. Mit der Intensivierung der Landwirtschaft ab dem 19. Jahrhundert verschwanden sie wieder.

Klösterlicher Wein

Walnuss und Esskastanie sind ab der römischen Kaiserzeit erfasst. Der Weinbau manifestiert sich mit insgesamt fünf Pollenkörnern im Aalkistensee noch schlechter als im Tiefen See. Drei dieser Körner datieren ins hohe Mittelalter und die Neuzeit, zwei ins erste vorchristliche Jahrtausend. Um ihre Anwesenheit zu erklären, muss man keinen keltischen Weinbau bemühen, sondern kann von Vorkommen der Wildrebe ausgehen. Bemerkenswerterweise fehlen Rebpollenfunde von der Zeitenwende bis ins ausgehende Hochmittelalter, was

Taxon (Pl. Taxa)

in der biologischen Systematik Systemeinheiten verschiedener Rangstufen, z. B. Art, Gattung, Familie.

Zoogam

Tiere wie zum Beispiel Insekten übertragen Pollen von Blüte zu Blüte und bestäuben sie so.

nicht unbedingt gegen vorklosterzeitlichen Weinbau, aber zumindest für eine starke Ausweitung durch das Kloster spricht.

Fazit

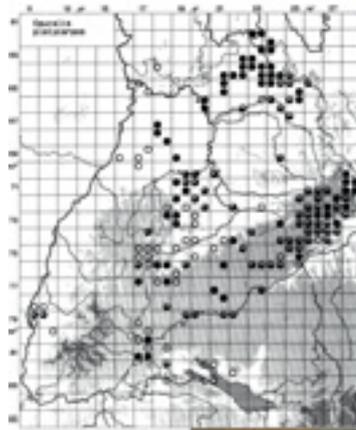
In den vergangenen vier Jahrtausenden war die Umgebung von Maulbronn eine intensiv genutzte und größtenteils entwaldete Kulturlandschaft. Größere Ausdehnung erreichte der Wald nur in der mittleren Bronzezeit sowie in der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit. Zur Gründungszeit des Klosters hatten Entwaldung und Ackerbau bereits einen Höchststand erreicht. Um die Gründung des Klosters ranken sich mancherlei Geschichten. So wird die Verlegung des Klosters von Mühlacker nach Maulbronn nach nur neun Jahren mit der Ungunst des ersten Standorts erklärt. In Maulbronn habe eine Quelle existiert, wo Maultiere des Klosters Hirsau, dem ein Teil des Geländes gehört habe, getränkt worden seien. Dort habe sich eine Dorf-wüstung befunden, deren Felder noch öde lagen. Zumindest was die Einöde betrifft, muss diese Geschichte aufgrund der Ergebnisse vom Aalkistensee ins Reich der Legenden verwiesen werden. Die Mönche durchzogen keine Einöde und ließen sich auch in keiner solchen nieder, sondern in einer gepflegten, von vielen fleißigen Händen in mühseliger Arbeit über viele Generationen aufgebauten Kulturlandschaft.

Danksagung

Wir danken Tilmann Marstaller, Tübingen, für die Informationen zu den Floßmarken an Tannenhölzern des Dachstuhls der Maulbronner Klosterkirche.

Literatur

Elske Fischer: Wände und Decken erzählen, in: Manfred Rösch/Tanja Märkle: Kelten, Dinkel, Eisenerz. Sieben Jahrtausende Siedlung und Wirtschaft im Enztal. Archäologische Informationen 73, 2015, S. 136–144.
 Manfred Rösch: Nationalpark – Natur – Weißtanne – Fichte. Sechs Jahrtausende Wald und Mensch im Nordschwarzwald, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 44/3, 2015, S. 154–159.
 Manfred Rösch: Die Weiher des UNESCO-Welterbes Kloster Maulbronn als wirtschafts- und umweltgeschichtliche Archive, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 2012, Stuttgart 2013, S. 71–75.
 Heinz Ellenberg/Christoph Leuschner: Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen, 6. Aufl., Stuttgart 2010.
 Elske Fischer/Manfred Rösch: Pflanzenreste aus Lehmgefäßen, in: Landnutzung und Landschaftsentwicklung im deutschen Südwesten. Zur Umweltgeschichte



im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit, hg. v. Sönke Lorenz/Peter Rückert, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Stuttgart 2009, S. 77–98.

Christopher Bronk Ramsey: Bayesian Analysis of Radiocarbon Dates. Radiocarbon 51, 2009, S. 337–360.
 Manfred Rösch: Zur Vegetationsgeschichte des südlichen Kraichgau – Botanische Untersuchungen bei Großvillars, Gemeinde Oberderdingen, Landkreis Karlsruhe, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 28/1, 2005, S. 839–870.

Peter Rückert/Dieter Planck (Hg.): Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland: Politik, Kunst und Liturgie im Umfeld des Klosters Maulbronn, in: Oberrheinische Studien 16, Ostfildern 1999.

Wolfgang Seidenspinner: Das Maulbronner Wassersystem – Relikte zisterziensischer Agrarwirtschaft und Wasserbautechnik im heutigen Landschaftsbild, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 18/4, 1989, S. 181–191.

Dipl.-Biol. Elske Fischer
Prof. Dr. Manfred Rösch
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Hemmenhofen

Dipl.-Biol. Birgit Kury
 Münster 12
 97993 Creglingen

8 Die stark gefährdete Acker-Haftdole ist namengebend für die Pflanzengesellschaft von Halmfruchtäckern trockener, kalk- und basenreicher Böden. Aus dem Raum Maulbronn liegen keine floristischen Beobachtungen vor, doch wurde ihr Pollen im Aalkistensee gefunden. Pflanze und Pollen der Acker-Haftdole und ihre aktuelle Verbreitung in Baden-Württemberg.



Versuche einer Sinngebung des Sinnlosen Gefallenendenkmäler der Zwischenkriegszeit

Bildmotivik, Symbolik und Inschriften vieler Gefallenendenkmäler stellen ein schwieriges Kapitel der Auseinandersetzung mit Geschichte dar. In ihrer Entstehungszeit waren sie gewissermaßen ein mentalitätsgeschichtliches und nationalpolitisches Stimmungsbarometer des Deutschen Volkes. Für das Demokratieverständnis des heutigen deutschen Staates sind sie in ihrer Aussage oft höchst unbequem und problematisch. In der Zwischenkriegszeit boten sie Identifikationsmöglichkeiten für viele revanchistische Gruppierungen, denen das deutsche Volk als im Felde unbesiegt galt. Vom Militarismus des Deutschen Kaiserreichs geprägt, waren diese nicht bereit, die Niederlage im Ersten Weltkrieg wie auch die Bedingungen des Versailler Friedensvertrages zu akzeptieren. Zeigten die Gefallenendenkmäler anfangs noch stärker christliche und nationale Trauersymbolik, warfen kriegsverherrlichende Motive schon in den 1920er Jahren ihren düsteren Schatten auf das voraus, was nach 1933 folgen sollte. Man sollte sie in ihrem historischen Kontext erklären und als Mahnmale gegen den Krieg und völkisch-rassistisches Denken zu lesen lernen.

Folkhard Cremer

Die Überlebenden als Sinnstifter des gewaltsamen Kriegstods

Nach den Befreiungskriegen von der napoleonischen Herrschaft wurden die ersten Kriegerdenkmäler in und vor Kirchen, auf Friedhöfen, bei Dorfschulen oder Rathäusern aufgestellt. Mit dem Bezug zum Schulgebäude war in der militarisierten Nation die Erziehung zum Kriegshelden impliziert. Militärische Tugenden galten im Deutschen Kaiserreich als die höchsten vaterländischen Ideale. Nach dem Ersten Weltkrieg waren Gefallenendenkmäler Ausdruck des Bedürfnisses nach einer angemessenen Trauer um die im Krieg umgekommenen Gemeindeglieder. Da diese nicht sinnlos gestorben sein durften, zeigen die Denkmäler unterschiedliche Versuche der nachträglichen Sinngebung des gewaltsamen Kriegstodes aus Sicht der Stifter. Die Initiative ging von Soldatenverbänden, von kommunalen Honoratioren und Interessenverbänden, Gemeinderäten, Bürgermeistern, Pfarrern oder Kirchengemeinden aus. Durch namentliche Nennung auf einer Gedenktafel sollte die Erinnerung an die Gefallenen einer Kommune, einer christlichen oder jüdischen Gemeinde, eines Betriebes oder eines Sportvereins wachgehalten werden. Die vielfältigen hinzugefügten religiösen, nationalen oder militärischen Ausdrucksformen

und Pathosformeln von Ehre und Würde des deutschen Volkes in Text, Symbolik und Ikonografie sind Rechtfertigungsversuche des Kriegstods, die die Einstellung zu Krieg, Glaube und Nation der Auftraggeber widerspiegeln.

Viele der Künstler hatten als Freiwillige am Krieg teilgenommen. Sie waren mit ihren prägenden Erfahrungen und soldatischen Idealen in die Heimat zurückgekehrt und identifizierten sich häufig mit der von ihren Schöpfungen transportierten Ideologie. Allerdings war es in den von Finanzkrisen gebeutelten 1920er Jahren für jeden Künstler immer wieder ein Glücksfall, im alltäglichen Ringen um den Lebensunterhalt, einen dieser öffentlich geförderten Aufträge zu erhalten. Sie lieferten zwar den Entwurf, letztlich wurde die Wahl des Bildmotivs, der Symbole und der Inschriften jedoch – oft erst nach einer mehrjährigen Diskussion – von den Gemeindevertretern vorgegeben. Diese waren in ihrer Entscheidung überregionalen Institutionen (Reichsbauverwaltung, staatlicher Denkmalpflege etc.) verantwortlich, die auf eine angemessene und künstlerisch anspruchsvolle Gestaltung achteten. Im Folgenden wird die Vielfalt ikonografischer und symbolischer Ausdrucksmöglichkeiten an Beispielen aus den Kreisen Emmendingen (EM), Schwarzwald-Baar (SBK) und Tuttlingen (TUT) vorgestellt.

Gefallenendenkmäler nach dem Ersten Weltkrieg

Viele politische Kommunen und Kirchengemeinden begnügten sich mit schlichten und einfachen Inschriften- und Gefallenentafeln sowie Stelen, Quadern, Obelisken und anderem als Inschrifttafelträger. Diesen applizierte man Formen christlicher Trauersymbolik (Kruzifixe, Vesperbilder, Tugenden, St. Michael, St. Georg etc.), Attribute des Soldaten (Stahlhelm, Waffen) und Siegessymbole (Eichenlaub, Lorbeerkranz). Teil der Gestaltung waren immer auch Wege, Einfassungen und Bepflanzungen. Auf Friedhöfen entstanden Ehrenhaine aus kleinen, in den Rasen eingelassenen Steintafeln, aufgerichteten Holz- oder Steinkreuzen. Stand anfangs stärker die Trauer der Hinterbliebenen und die religiöse Tröstung der Angehörigen im Vordergrund, so entstanden bald auch die ersten „Mahnmale“ gegen den „Schmachfrieden“ von Versailles mit revanchistischer Symbolik des Wiedererstarkens der Nation, ihrer Bereitschaft zur Wiederaufnahme der Kampfhandlungen und der Stilisierung ihrer Gefallenen zu Helden. Neben schlichten Widmungen der Heimat-Gemeinden wie „unseren gefallenen Söhnen“ oder einfach nur „unseren Toten“ beziehungsweise „unseren



Gefallenen und Vermissten“, „in Dankbarkeit“ oder „ihren Opfern im Weltkrieg“, ehrt der größte Teil der Inschriften die Gefallenen als „Kameraden“, „Krieger“ und „Helden“, die für die Verteidigung des Vaterlandes starben.

Weiheplätze für das Totengedenken

Der Versammlungsplatz für Gedenkfeiern geht auf die „Weiheplätze“ vor National- und Kriegerdenkmälern des 19. Jahrhunderts zurück. Hier hielten Militär, Veteranenverbände, Kriegervereine und Vaterländische Vereinigungen ihre Aufmärsche und Rituale des nationalen Totengedenkens ab. Der Volksbund der Kriegsgräberfürsorge schlug 1919 die Einführung eines Volkstrauertags vor. 1926 bis 1934 wurde er am 1. oder 2. Fastensonntag (Invocavit oder Remeniscere) begangen. Nach dem Tod von Reichspräsident Hindenburg (am 2. 8. 1934) benannten ihn die Nationalsozialisten in „Heldengedenktag“ um und erklärten diesen zum Staatsfeiertag. Die Trauerbeflaggung auf Halbmast wurde abgeschafft, die Kriegshelden durch Vollstockbeflaggung geehrt. Seit 1945 heißt er wieder Volkstrauertag und findet seit 1952 im November statt.

In verschiedenen Städten entstand sowohl ein Denkmal auf dem kommunalen Friedhof als auch eine Gefallenengedenkstätte mit vorgelagertem Weiheplatz im Ortszentrum. In Emmendingen gibt es auf dem Bergfriedhof ein Grabfeld mit mehreren Reihen von Einzelgedenksteinen und die 1922/23 geschaffene Stele mit „Trauernder Germania“ des Freiburger Bildhauers Emil Stadelhofer im Stadtgarten (Abb. 1). Über einen mit geometrischem Wegesystem ausgestatteten Gartenbereich, der als Versammlungsfläche diente, korrespondiert sie mit dem Chor der Bonifatiuskirche. Auf dem Donaueschinger Friedhof (SBK) wurde 1922 von der Stadtgemeinde eine Stele errichtet. Die beiden in Donaueschingen stationierten Regimenter erhielten jeweils ein Ehrenmal mit vorgelagerter Zelebrationsfläche 1924 gegenüber dem Schloss (Abb. Heft 1/2014, S. 14) beziehungsweise 1925 vor dem Rathaus (Abb. Heft 1/2014, S. 15). In Villingen (SBK) gab es seit den 1920er Jahren ein Ehrengräberfeld auf dem Friedhof, was nicht daran hinderte, bis in die 1940er Jahre ein weiteres, Romäusturm und Franziskanerkloster einbeziehendes Heldengedenkmal mit Aufmarschplatz und Sportstätten vor der Stadtmauer zu planen. In Tannheim (SBK) schuf man 1920 einen Kriegergedächtnisaltar und eine Namenstafel in der Kirche; erst 1937 errichtete man im Ortskern ein Ehrenmal mit Kundgebungsplatz (das Ehrenmal wurde 1954/55 auf den Friedhof versetzt und dort einem neugeschaffenen Denkmal für die Gefallenen beider Weltkriege integriert).

1 Emmendingen, Stadtgarten, Stele mit „Trauernder Germania“, Emil Stadelhofer 1922/23.

2 Winden-Oberwinden, Relief der Angehörigen unter dem Kreuz, Gottfried Kochendörfer 1929.



3 Tuttlingen-Nendingen, Gedenkkapelle in Form eines achteckigen Tempels, um 1920.



Opfer auf dem Altar des Vaterlandes

In Mönchweiler (SBK) (Abb. 4) ist der Weiheplatz auf die überlebensgroße Bronzefigur in der Tradition des akademisch-konservativen Realismus von dem Villinger Bildhauer Robert Neukum ausgerichtet. Der 1919 aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrte Meisterschüler des Karlsruher Professors Hermann Volz schuf sie 1930. Auf breitem Sockel sitzt ein geschlagener Soldat mit zerbrochenem Schwert auf dem Boden und versucht sich wieder aufzurichten. Es handelt sich um eine rein nationalistische Interpretation des Opfers auf dem „Altar des Vaterlandes“. Häufiger wurde durch Verschränkungen des Kriegstodes mit dem Kreuzigungstod Christi die Wiederauferstehung des Reiches impliziert, etwa in Oberwinden (EM) (Abb. 2):

4 Mönchweiler, Weiheplatz und Bronzefigur auf dem „Altar des Vaterlandes“, Robert Neukum 1930.



Gottfried Kochendörfer und Erwin Krumm orientierten sich 1929 am Aufbau von Altartabeln. Im Hauptbild stehen Angehörige unter dem Kreuz, in der Predella liegt ein Soldat bestattet. In Brigachtal-Überauchen (SBK) steht der Altar des Vaterlandes in einer kleinen Gedenkkapelle. In Tuttlingen und Tuttlingen-Nendingen errichtete man Anfang der 1920er Jahre überkuppelte oktagonale Tempelchen (Abb. 3). Die zentrale Achse des Innern ist jeweils auf den Altar mit dem gekreuzigten Christus ausgerichtet. Unter dem Nendinger Kreuz kombinierte der Bildhauer Berchtold Kisslegg einen heimkehrenden Soldaten mit einer gefällten Eiche. Drei Außenwände zieren Verse aus dem Alten Testament zu Heldentod, Sterben für Gesetz und Vaterland und Auferstehung. Die barocken Deckengemälden nachempfundene Kuppelausmalung entstand erst 1954. Bemerkenswert ist, dass der Maler Pater Tuttilo O.S.B. aus Beuron beim Jüngsten Gericht neben Auferstehung der Toten und Sturz der Verdammten Häuserruinen, von Stahlhelmen bekrönte Grabkreuze, einen Panzer und den Absturz eines Flugzeugs des Zweiten Weltkriegs über verkohlten Baumstümpfen darstellte.

Pilgerstätten außerhalb der Ortschaft

Verschiedene Gemeinden schufen ihre Totengedenkstätten außerhalb der Siedlung. Mühlheim a. d. Donau (TUT) legte 1922 am Hang des Ettenbergs Wege, Treppen und Buchsbaumhecken um die Statue des Erzengels Michael an. In Teningen-Nimburg (EM) (Abb. 7) wurde 1929 der Burgberg zu einem Gedenkhügel für die toten Helden der Nation umgestaltet. Auf dem Plateau steht ein mit Eisernem Kreuz bekrönter Obelisk, umfriedet von Pfosten, die in Feuerschalen auslaufen und zwi-



5 Triberg, Hindenburg-turm, Horst Linde, 1934.

6 Sasbach-Jechtingen, Fahnenträger, 1928.

schen denen eiserne Ketten hängen. Am Faulberg bei Triberg (SBK) (Abb. 5) inszenierte Horst Linde 1934 auf einer Bergnase über dem Tal einen an Stauferburgen orientierten Wehrturm. Der trutzige Granitquaderbau mit kryptenartigem Gedächtnisraum ist Teil eines ummauerten Ehrenhofs. Die Inschrift „Paul von Hindenburg + 2. August 1934“ weist ihn als Reminiszenz an das 1927 bei Hohenstein errichtete Tannenberghdenkmal aus, in dem der Feldmarschall am 7. August 1934 beige-

Frontsoldaten

Obwohl die Frontsoldaten von Massentötungswaffen zerfetzt beziehungsweise erstickt wurden, ist das Leid des Kriegsgeschehens nie dargestellt.

Verwundete oder Tote haben all ihre Gliedmaßen und stecken in sauberen Uniformen. Bei den religiös motivierten Darstellungen sterben sie in den Armen eines Schutzengels oder werden von Gottvater beziehungsweise Christus (Abb. 8) gesegnet. Für die um ihren Sohn trauernde Mutter stand das Bildschema der Pietà Pate.

Am Chor der Elzacher Nikolauskirche (EM) zeigt ein Relief zwei Soldaten, die einen gefallenen Kameraden tragen. Den Entwurf modellierte der 1914 17-jährig freiwillig in den Krieg gezogene, 1916 in der Schlacht an der Somme verwundete, ortsansässige Künstler Erwin Krumm 1924 nach seinem 1921 entstandenen Holzschnitt „Kameradenbegräbnis vor Verdun“. In seiner 1930 mit Gottlieb Kochendörfer aus Waldkirch für Niederwinden (EM) geschaffenen Figurengruppe küm-

7 Teningen-Nimburg, Gedenkhügel mit Obelisk, 1929.

8 Dürbheim, Christus segnet einen toten Soldaten, Karl Kuolt 1921.





9 Furtwangen, kampfbereite Soldaten, Hugo Knittel 1937.

Glossar

COR-TEN-Stahl

Abkürzung für die englischen Bezeichnungen für Rostwiderstand (CORrosion Resistance) und Zugfestigkeit (TENSile strength). Bezeichnung für seit 1959 produzierten Stahl, der unter der eigentlichen Rostschicht durch Bewitterung eine sehr dichte Sperrschicht aus festhaftenden Sulfaten oder Phosphaten ausbildet, die vor weiterer Korrosion schützt.

mert sich ein Soldat um einen Verwundeten. In Königschaffhausen (EM) steht der unversehrt Soldat hinter einem ihm zu Füßen liegenden Verwundeten, doch zeigt er keine Empathie, sondern lässt seinen Blick in die Ferne schweifen. Die Inschrift des 1936 errichteten Denkmals spielt auf die Dolchstoßlegende an: „1914–1918. Unbesiegt. Unvergessen. Für's Vaterland fielen: ...“

Wie das Titelblatt eines Landser-Hefts wirkt das Relief in Herbolzheim (EM). Im Vordergrund liegt ein von einer Kugel verletzter Soldat, während sein Kamerad hinter ihm weiter voranstürmt. Möglicherweise eine Anspielung auf den von den Nationalsozialisten propagierten „fruchtbaren Opfertod“, nach dem die Gefallenen nicht zu bejammern sind, sondern eine geschichtliche Notwendigkeit erfüllen. „Sie wissen, daß eine Sache genau so viel wert ist, als Menschen bereit sind, sich dafür zu opfern ... So ist ihnen der Tod eines jeden Kameraden kein Anlaß zur Klage und zum Verzicht, sondern neuer Ansporn.“ (Halbmast 1932, S. 18f).

1937 schuf der Freiburger Bildhauer Hugo Knittel für Furtwangen (SBK) (Abb. 9) eine Dreifigurengruppe: Die mittlere heute nur noch als Torso erhaltene Hauptfigur war im Begriff, eine Handgranate gegen Westen zu werfen. Sie stellt „den Soldaten ohne Furcht vor. In dem anschleichenden, spähen Krieger erkennt man die Gefahr, die unsere Soldaten umlauerte. Der Krieger rechts ist der sterbende Soldat, der im Sterben noch heldisch wirkt“, hieß es im „Schwarzwälder Tagblatt“ zur Einweihung.

Fahnenträger

Auf die Fahne als Zeichen der militärischen Ehre und Treue wurde der Soldat vereidigt. Entsprechend häufig ist das Motiv des Fahnenträgers, etwa als Relief in St. Georgen-Peterzell (SBK) um 1930 von Robert Neukum, als Galvanoplastik in Hüfingen-Fürstenberg (SBK) und Gutach-Bleibach (EM), 1925 von Wilhelm Merten aus Freiburg. Zu seinen Füßen steht die Devise „Treu zur Fahne“.

Eindrucksvoll inszeniert ist die 1928 errichtete Steinskulptur des mit gesenkter Fahne die Toten ehrenden Soldaten auf dem Jechtinger Kirchhof (EM) (Abb. 6). Ob man den Kirchhof über den Hauptzugang zum Hauptportal der Kirche oder über das Seitenportal des Kirchhofs zwischen Schule und Chor der Kirche betritt oder die Kirche nach der Messe verlässt, von jeder Position aus steht die Figur in der Sichtachse.

Totenwache

1934/35 gestaltete Erwin Krumm in Waldkirch-Kollnau (EM) (Abb. 10) vor der Kirche einen dreiseitig geschlossenen Bühnenraum unter freiem Himmel als Ehrenhof für eine Totenwache. Ein Corpus Christi oder wenigstens ein plastisch vor die Fläche gesetztes Kreuz lehnten die Professoren von der Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen in Karlsruhe, Hermann Alker und Horst Linde, ab. So teilen die Balken eines kaum ins Auge fallenden Lateinischen Kreuzes in der Rückwand die Gefallenen tafeln in vier Schriftblöcke. Vor den Mauerwänden umstehen sechs gleichgroße Soldaten mit demselben leeren Gesichtsausdruck ihren in der Mittelachse aufgebahrten Kameraden. Dirk Schindelbeck erkannte, dass durch eine Feinbearbeitung der von einer Betongussform genommenen Soldatenstatuen Altersunterschiede angedeutet wurden. So entstanden „von einer Maschine, die Normteile stanzt, ausgeworfen(e)“, quasi nach einer DIN-Norm gefertigte Körper, die zusammen den entindividualisierten deutschen Volkskörper bilden. Es sind austauschbare industriell gefertigte Produkte der Waffenindustrie, seelenlose sozialdarwinistische Kampfmaschinen, die im Sinne von Hitlers „Angst vor dem denkenden Menschen“ (Victor Klemperer, LTI) das nationalsozialistische Erziehungsideal verkörpern. Perfekte, durch körperliche Ertüchtigung willenlose Geschöpfe, die stets den Heldentod „für Führer und Vaterland“ zu sterben bereit sind. Wieder findet sich in „Halbmast“ die ideologische Vorlage, wobei 1932 unter „Führer“ noch nicht „der Führer Adolf Hitler“ verstanden wurde: „Ernst sind ihre Gesichter, als ob sie jahrelang Soldat gewesen, ... Ihr Führer ist tot – sein Geist ist in ihnen lebendig, ... Stumm geben sie das Versprechen, ihm nachzueifern im Kampf. Ehrliche Deutsche wollen sie bleiben, tüchtige Männer wollen sie werden, um am deutschen Aufbauwerk mitzuarbeiten, um vielleicht dereinst wie ihr junger toter Führer die Heimat durch Einsatz des eigenen Lebens gegen alle Feinde zu schützen“ (Halbmast 1932, S. 66).

Seit Ende des Zweiten Weltkriegs hat das Ehrenmal zu vielen Kontroversen, korrigierenden Beschriftungen und einem bescheidenen Gedenkmal herausgefordert. Die Namenslisten der

an der Front und bei Fliegerangriffen Gefallenen des Zweiten Weltkriegs sowie der Satz „Kameraden, wir warten auf euch“ wurden 1952 in Absprache mit Erwin Krumm nachgetragen. 1998 fügten Restauratoren seitlich am Sarkophag die Inschriften „Nie mehr Krieg“ und „Frieden“ hinzu. Gegenüber dem Ehrenhof ist heute ein Gedenkmal in Form einer Röhre aus COR-TEN-Stahl, in die ein Vers aus dem Korintherbrief eingeschnitten ist, platziert.

Krumm war sein Werk wohl nicht ganz geheuer. Als maßgebliches Referenzobjekt seiner künstlerischen Fähigkeiten führte er bei der Bewerbung um die Errichtung eines Gefallenendenkmals in Tannheim (SBK) 1935 nur sein Stockacher Denkmal an (vgl. dazu M. Blaschka in Heft 04/2014, S. 242). Den Zuschlag erhielt 1936 der vom „Badischen Landesamt für Denkmalpflege“ und der „Reichskammer der bildenden Künste“ in Karlsruhe empfohlene Freiburger Bildhauer Hellmuth Hopp. Er schuf 1937 einen hochrechteckigen Granitquader mit polierten Flächen, Inschriften und Symbolen. Als man andernorts meinte, sich mit kriegsverherrlichenden Denkmälern mit martialischen Soldatenfiguren übertrumpfen zu müssen, waren also auch noch schlichte, unspektakuläre Gedenksteine möglich.

Gefallenendenkmäler als Thema der Denkmalpflege

Schon Ende des 20. Jahrhunderts kam es zur Aufnahme von Gefallenendenkmälern mit einer gewissen künstlerischen Qualität in die Denkmallisten. Im Vorfeld des 100-jährigen Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs begann eine erneute Beschäftigung mit ihrer historischen Bedeutung im Sinne der Denkmalschutzgesetze. Da in den Weltkriegen eigentlich alle deutschen Familien durch den Kriegstod eines nahen Angehörigen betroffen waren, sich die Nachnamen der Gefallenentafeln quasi wie Sippenverzeichnisse einer Gemeinde lesen, kam die Inventarisierung der baden-württembergischen Denkmalpflege im Rahmen einer Dienstbesprechung im Jahre 2011 zu dem Ergebnis, dass von den im § 2 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes genannten Kriterien für Denkmalfähigkeit gleichsam immer heimatgeschichtliche Gründe anzuführen sind. Seither wurden und werden die Denkmäler für beide Weltkriege in den Denkmallisten vieler Gemeinden nachgetragen. Die Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten, ob figürlich, symbolisch, architektonisch oder gärtnerisch wie auch der Sinngehalt der Inschriften, zeigt, dass Gefallenendenkmäler viel über die Mentalität und die politischen Ideologien der Auftraggeber, meist Vertreter der Gemeinden, der übergeordneten staat-



10 Waldkirch-Kollnau, Totenwache, Erwin Krumm 1934/35.

lichen Kontrollinstitutionen, aber auch der ausführenden Künstler und Architekten aussagen. Entsprechend sind sie als Geschichtszeugnisse zu verstehen, zu erklären und zu würdigen, auf wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Bedeutung zu prüfen und entsprechend in den Kulturdenkmallisten zu erfassen.

Literatur und Quellen

Stadtarchiv Villingen-Schwenningen: Best. 1.16, Nr. 1859, 5671; Best. 1.42.3, Nr. 55; Best. 2.15, Nr. 98, 100; Best. 1.106, Nr. 712, 193 Az. 732/733.

Onlineprojekt Gefallenendenkmäler. Von Ahnenforschern für Ahnenforscher: www.denkmalprojekt.org/covers_de/d_badwuert.htm

Marion Bentin: „Das Kollnauer Kriegerdenkmal – von der Kriegspropaganda zum Mahnmal?“, Vortrag vom 15. 10. 2014: https://issuu.com/akwiderstand/docs/15.10.2014_vortrag_m.bentin_krieger

Dirk Schindelbeck: Vom Umgang mit Kriegerdenkmälern – Anmerkungen zu ihrer Erfassung, Recherche und Deutung, in: Forum Schulstiftung 57, 12/2012, S. 71–77.

Josef Weber: Erwin Krumm. Der Elzacher Maler und Bildhauer, Elzach 1998.

Sabine Behrenbeck: Der Kult um die toten Helden: nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945, Vierow bei Greifswald 1996 (2. Aufl. 2011).

Georg L. Mosse: Die Nationalisierung der Massen. Von den Befreiungskriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt/M., Wien/Berlin 1976.

Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen, Leipzig 1996 (1. Aufl. Berlin 1947).

Carl Rentsch-Roeder (Hg.): Halbmast. Ein Heldenbuch der SA und SS. Den Toten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei zum Gedächtnis, Berlin 1932.

Dr. Folkhard Cremer
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Freiburg



Die Denkmalpflege hilft, Kosten einzusparen! Innenrestaurierung der katholischen Kirche Sankt Urban und Vitus in Neuhausen (Enzkreis)

Der kleine Ort Neuhausen im so genannten Biet, einer Region im südlichen Enzkreis, besitzt gleich zwei kunsthistorisch bedeutende Kirchen: St. Sebastian, errichtet um 1475, und die heutige katholische Pfarrkirche St. Urban und Vitus. Letztere stellt ein bemerkenswertes Beispiel für eine im Barockzeitalter qualitativ umgestaltete gotische Wehrkirche dar. Darüber hinaus zeichnet sie sich durch ihre künstlerisch hochwertige Ausstattung aus. Seit Jahren wies der Innenraum dieses Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung jedoch Putzschäden und Salzausblühungen auf. Er war feucht und zeigte starke Schmutzablagerungen. Bei der nun durchgeführten Restaurierung ging es allerdings nicht in erster Linie darum, das Gesamtbild „aufzuhübschen“. Vorrangiges Ziel der Arbeiten war vielmehr, die Ursachen für die Probleme herauszufinden, sie zu beheben und alle Oberflächen schonend zu reinigen.

Claudia Baer-Schneider

Geschichte der Kirche

Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts war Neuhausen keine selbständige Pfarrgemeinde, sondern eine Filiale des benachbarten Merklingen. Beide Orte standen dem Kloster Hirsau nahe, bis sie 1296 in den Besitz des Klosters Herrenalb übergingen. Das Vorhandensein einer Kirche in Neuhausen lässt sich wohl schon für die Zeit um 1150 vermuten. 1521 wird in einer Urkunde ein Bau erwähnt, der infolge eines Brandes baufällig sei. Dieses schadhafte Gebäude wurde damals durch die heutige Kirche ersetzt, die 1523 ausweislich der im Sandsteingewände ihres Südportals eingemeißelten Jahreszahl wohl weitgehend fertiggestellt war (Abb. 1). Bald danach fiel Kloster Herrenalb an das inzwischen reformierte Herzogtum Württemberg und wurde ein Jahr später aufgelöst (1536). Merklingen bekannte sich 1534 ebenso wie die Markgrafen von Baden und Teile der Familie von Gemmingen zum lutherischen Glauben. Nur die Lehns Herren von Neuhausen, der 1547 entstandene Familienzweig der von Gemmingen-Steinegg, blieben katholisch. So bildet das Biet bis heute eine katholische Enklave inmitten einer hauptsächlich evangelisch geprägten Umgebung.

Nicht nur in Bezug auf die Religionszugehörigkeit spielten die Herren von Gemmingen-Steinegg für St. Urban und Vitus eine bestimmende Rolle, sondern auch dadurch, dass sie verschiedentlich Bau-

maßnahmen veranlassten, finanzierten und beeinflussten. Außerdem diente ihnen die Kirche von 1595 bis 1745 als Grablege, wovon noch heute die zahlreichen, künstlerisch hochwertigen steinernen Grabplatten und Epitaphien in und an der Kirche zeugen (Abb. 2).

1 Die Fassade von St. Urban und Vitus mit dem auffälligen Westturm.





Der Außenbau

Ursprünglich umgab eine kräftige Mauer mit Schießscharten und Türmchen, von der sich ein längerer Abschnitt auf der Ostseite erhalten hat, das Gotteshaus. Es bot damit der Bevölkerung im Bedrohungsfall Schutz. Die Kirche selbst präsentiert sich als verputzter Bau mit zentralem Westturm, schlichtem Langhaus und eingezogenem Chor. Neben den Strebepfeilern am Chor weisen besonders die spitzbogigen Sandsteinfenster mit ihrem Maßwerk auf die spätgotische Erbauungszeit hin. Deutlich aus diesem Rahmen fallen die beiden runden Fensteröffnungen an Nord- beziehungsweise Südfassade (Abb. 3).

Besondere Aufmerksamkeit verdient der Westturm. Denn auf seinem mittelalterlich geprägten Unterbau erhebt sich ein achteckiges Glockengeschoss mit geschweifelter Haube, dessen Architekturgliederung die Formensprache der süddeutschen Frührenaissance aufnimmt. Sandsteinpilaster an den Ecken tragen Rundbögen, ein antikisierendes Gesims mit Fries dient als Abschluss. Der Turm wurde laut Inschrift in seinem Inneren 1596 auf Betreiben von Hans Pleickart von Gemmingen erbaut, der wohl über seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum damaligen Fürstbischof von Augsburg, Johann Otto von Gemmingen, diesen Stil kennengelernt hatte. Vermutlich wurde damals nicht nur der Turmaufsatz errichtet, sondern auch der Innenraum der Kirche dem Zeitgeschmack angepasst. Denn als man bei der Sanierung um 1978 den in der Barockzeit eingebrachten, höheren Boden entfernte, fand man zahlreiche Stuckreste, die für eine Renaissancedekoration sprechen.

Das Innere und seine Ausstattung

Das Innere der Kirche empfängt den Besucher heute als ein in hellen Farben und barocken Formen gestalteter Raum (Abb. 4). Stuckornamente rahmen die Fenster. Pilaster, die ein mehrfach profiliertes Gesims tragen, betonen die Ecken des Langhauses. Darüber spannt sich eine Muldendecke mit einem komplexen System aus Bildfeldern, Stuckgirlanden und farbig abgesetzten Putzflächen. Die Westwand nimmt die 1711 errichtete Orgelempore mit stuckierter Brüstung und zwei gespiegelten Treppenaufgängen ein (Abb. 5). Im Gegensatz zum Langhaus ist dem Chor dank seines spätgotischen Sterngewölbes seine Erbauungszeit noch deutlicher anzusehen. Er wurde im 18. Jahrhundert nur durch aufgesetzten Stuck und kleine Medaillonbilder modernisiert (Abb. 6).

Die Barockisierung von Raumschale und Ausstattung erfolgte im 18. Jahrhundert. Die einzelnen Schritte lassen sich anhand der archivalischen Quellen und der restauratorischen Befunduntersuchungen fast lückenlos nachvollziehen. Karl Dietrich von Gemmingen (1694–1745) stiftete die Deckengemälde, an denen man neben Szenen aus der Christuslegende auch das Wappen der Familie erkennen kann, sowie ein neues Gestühl (Abb. 7). Ferner ließ er 1740 die Herrschaftsloge mit außenzeitigem Zugang an der Südwand des Chors einbauen. Auch einen neuen hölzernen Hochaltar aus der Werkstatt der Brüder Amrein aus Rottenburg erhielt die Kirche.

Im Anschluss daran trieb der damalige Pfarrer und spätere Dekan Johann Georg Martin Rösner (Amtszeit 1741–1781) die Sanierungs- und Modernisierungsarbeiten voran. Unter erheblicher finanzieller Beteiligung seinerseits begann er, nachdem die Kirche bei seinem Amtsantritt „gar schlecht“ aussah, 1742 mit der Renovierung. Das Lang-

2 *Epitaph für Pleickart von Gemmingen und seine zweite Frau Maria von Freiberg, um 1600; Zustand 2017 nach der Reinigung.*

3 *Chor und Südfassade.*





4 *Blick ins Langhaus Richtung Chor, 2017.*

hausdach wurde erneuert, dasjenige des Chores repariert. Die gesamte Kirche wurde innen und außen neu verputzt und gestrichen. Dabei erhielten im Kircheninnenraum Wände, Decken und auch der Stuck eine Grundfarbgebung in gelblichem Weiß. Die Lisenen waren davon in einem Rotton abgesetzt, die von Stuck begrenzten Deckenfelder in Rosa beziehungsweise Gelb.

Außerdem kam eine neue mit Stuck überzogene Kanzel in die Kirche, ebenso ein neuer Taufstein (Abb. 9; 10). „Gegipst“, also in Stuck gearbeitet, waren auch die beiden neuen Nebenaltäre, von denen übrigens eine Mensaplatte unter dem heutigen linken Altartisch verborgen ist. Der bis dahin nicht gefasste Hochaltar erhielt einen Anstrich und neue Bilder.

Immer noch unter Martin Rösner fanden in den Jahren 1771/72 weitere Veränderungen statt. Dabei strich man unter anderem die Raumschale weiß und marmorierte die Seitenaltäre ebenso wie die Kanzel in Ölfarbe. Die Rippen des Chorgewölbes wurden gelb, der Stuck im Langhaus weiß mit goldenen Spitzen (Abb. 8). Die Putzfelder der Decke waren nun in Rosé, Ocker und Weiß gehalten.

St. Urban und Vitus im 19. und frühen 20. Jahrhundert

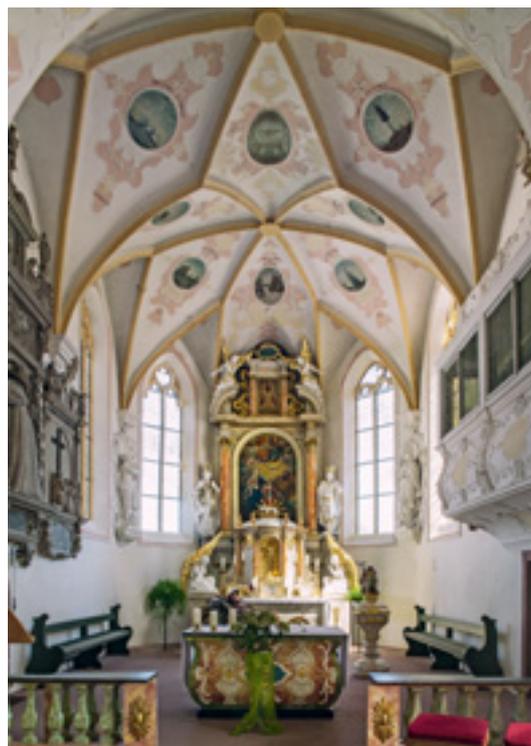
Im Laufe der Zeit erfuhren Raum und Ausstattung immer wieder Sanierungen, Modernisierungen und Ergänzungen. 1823 passte man das Kircheninnere dem klassizistischen Zeitgeschmack an, da die recht farbenfrohe und bewegte Fassung der 1770er Jahre nun nicht mehr gefiel. Stuck, Wand- und Deckenflächen bekamen einen monochrom hellen Anstrich. Neue hölzerne Seitenaltäre von Georg Zehr ersetzten die bisherigen Stuckwerke, wobei die vorhandenen Gemälde wieder Verwendung fanden. Der Hochaltar wurde lediglich umgearbeitet und weiß gefasst. Zusätzlich kamen eine neue Chorschranke und ein neues Tabernakel (ebenfalls von Georg Zehr) in die Kirche.

1852 baute man über der bestehenden Empore eine zweite ein, zu deren Belichtung man außerdem Rundfenster in die Außenwände der Kirche brach. Dies führte zu statischen Problemen, die 1909/10 durch die Neueindeckung der Kirche mit Bibern in Doppeldeckung noch verstärkt wurden. 1922 sollten Zuganker das Problem lösen, die allerdings im inhomogenen Bruchsteinmauerwerk nur



5 *Empore mit der Orgel, gebaut von Joseph Martin (1779). Die Gemeinde erwarb sie gebraucht 1810; Zustand 2017.*

6 *Blick in den noch spätgotisch geprägten Chor, 2017.*





7 Langhausdecke mit ihren Gemälden, 2017.



8 Das spätgotische Rippengewölbe im Chor mit seiner barocken Überformung, 2017.

wenig bewirkten beziehungsweise sogar ihrerseits weitere Schäden verursachten. Die gleichzeitig erfolgte Renovierung orientierte sich zwar in vereinfachter Umsetzung an den Vorgaben von 1823. Veränderungen gab es aber beispielsweise bei Hauptaltar und Kanzel, die nun beide ebenfalls marmoriert wurden, während die Orgel in Holzimitation gestrichen wurde.

Renovierungen der 1970er und 1980er Jahre

Mit einer Gesamtrenovierung stand Ende der 1970er Jahre ein Vorhaben an, das mit erheblichen Eingriffen und Veränderungen für den Bau verbunden war. Die Kirche erhielt einen neuen Zehnlebensaltar sowie ein neues Gestühl. Man brach die obere Empore ab, was die – nicht ganz befriedigend gelöste – Ergänzung von Stuck, Gesimsen und Lisenen nach sich zog. Außerdem wurde der barocke Boden entfernt, um eine Fußbodenheizung zu installieren. In diesem Zusammenhang wurden die Fenster durch eine Vorverglasung energetisch aufgerüstet und die Decke vom Dachstuhl aus mit Polyurethan-Schaum gedämmt. Natürlich sollten im Zuge der Sanierung auch der Innenraum und seine Ausstattung farblich aufgefrischt werden. Die dazu im Vorfeld ohne Abstimmung mit der Landesdenkmalpflege durchgeführten Freilegungsarbeiten bestanden jedoch leider in einem mehr oder weniger brutalen Abkratzen oder Abätzen von jüngeren Schichten, was zusammen mit der ebenfalls recht unsensiblen Neuverlegung von Elektroinstallationen im historischen Putz umfangreiche Schäden nach sich zog. Das damalige Landesdenkmalamt stieg 1981 in die laufenden Maßnahmen ein und veranlasste eine umfangreiche Befunderhebung. Da der barocke Putz zum größten Teil noch im Original erhalten war, lie-

Ben sich die verschiedenen, oben bereits beschriebenen Fassungen restauratorisch gut nachweisen. Diese Erkenntnisse lieferten eine fundierte Grundlage für die Konzeption einer Neufassung von Ausstattung und Raumschale. Einigkeit bestand bei allen Beteiligten immerhin darin, die Fassung von 1823 als Vorbild für den Umgang mit der Ausstattung zu wählen. Einvernehmlich verzichtete man auch zugunsten einer reinen Sicherung auf weitere Versuche, bei den Deckengemälden die Fassung von 1877 zu entfernen. Die Putzflächen von Wänden und Decke wurden nass und trocken gereinigt, bevor man im Anschluss lose Partien entfernte und fehlenden Stuck ergänzte. Bei der anschließenden Farbfassung entbrannte jedoch eine heftige Diskussion. Gegen den Vorschlag, sich wie bei der Ausstattung an die klassizistische Weißfassung von 1823 anzulehnen und die Anstriche von 1922 darunter zu belassen, setzte sich Baudirektor August Vogel vom Erzbischöflichen Bauamt mit den Worten „Das muss klingen, das muss spielen“ durch. Mit weißem Stuck, einzelnen Vergoldungen und den in Rosé, Ocker und Weiß gehaltenen Putzfeldern erhielt die Raumschale einen Anstrich nach dem Vorbild der Fassung von 1771/72, während sich die Ausstattung an der Farbgebung von 1823 orientierte. Damit entstand ein Gesamtbild, das es in der Vergangenheit so nie gab.

Ein feuchter und schmutziger Kirchenraum

Anlass für die aktuellen Arbeiten an der Kirche waren zum einen die statischen Probleme des Baus, die sich in den zahlreichen Rissen im Inneren widerspiegelten. Zum anderen hatten die Durchfeuchtung der Außenwände und die starken Schwankungen von

9 Hl. Johannes der Täufer tauft Christus. Aufsatz des Taufsteins von 1757, Aufnahme von 2017.



Luftfeuchte und Temperatur durch den stoßweisen Betrieb der Heizung zu Salzausblühen, Abplatzungen und unverhältnismäßig starken Verschmutzungen an den Oberflächen geführt (Abb. 10). Deshalb galt es vor Beginn der Instandsetzung herauszufinden, woher die extreme Feuchte in Mauerwerk und Raum stammte, und die Ursachen dafür möglichst zu beheben. Des Weiteren war die Beschaffenheit der Oberflächen und der Verschmutzungen zu bestimmen. Erst danach konnte die Suche nach geeigneten Reinigungs- und Restaurierungsmethoden beginnen.

Reduzierung der Feuchtigkeit

Während durch die in den letzten beiden Jahren durchgeführte zimmermannsmäßige Reparatur des Dachstuhls die Rissbildung in der Kirche künftig geringer ausfallen sollte als bisher, gestaltete sich die Problemlösung bei der Durchfeuchtung deutlich schwieriger. Um deren Umfang und Ursachen ermitteln zu können, zeichneten Messgeräte das Klima innerhalb des Kirchenraums über ein Jahr lang auf. Dabei ergaben sich zeitweise Werte von mehr als 80 Prozent Luftfeuchtigkeit. Als eine der möglichen Quellen dafür kam die Dämmung im Dach in Frage. Sie verhindert den Abtransport von Feuchtigkeit aus dem Kirchenschiff in den offenen Dachstuhl und sorgt für Kältebrücken, an denen sich Schmutzpartikel verstärkt absetzen. Bei genauerer Untersuchung stellte sich jedoch heraus, dass sie nicht wesentlich für das schlechte Klima verantwortlich ist und es auch keine unterschiedlichen Kondensatzonen

gibt. Da die Dämmung darüber hinaus keine statische Belastung für die Decke darstellt, ihr Material aber teilweise in die historische Konstruktion hineingelaufen ist und deshalb nur mit hohem Aufwand und unter Schädigung der Substanz hätte entfernt werden können, entschlossen sich alle Beteiligten, sie zu belassen. Im Gegensatz dazu trug die Art des Betriebs der in den 1980er Jahren eingebauten Fußbodenheizung zum schlechten Klima und den Verschmutzungen bei – abruptes Erwärmen zum Gottesdienst, sofortige Abkühlung im Anschluss daran. Hier galt es, Abhilfe zu schaffen. Die alte Fußbodenheizung wird nun mittels moderner Regeltechnik auf eine konstante und niedrige Grundtemperatur eingestellt und dient damit nur noch als Frostwächter. Eine neue Sitzkissenheizung vermittelt dem Gottesdienstbesucher ein angenehmes Gefühl der Wärme, hat aber keine größeren Auswirkungen auf das allgemeine Raumklima.

Die Hauptursache für den Nässeintrag fand sich schließlich auf der Südseite im äußeren Sockelbereich. Hier lief das anfallende Wasser durch offene Fugen und schadhafte Steine stellenweise direkt ins Mauerwerk. Zusätzlich behinderten harte, sperrende Zementputze innen wie außen das Austrocknen, wodurch die Feuchte sich ihren Weg in höhere Wandbereiche suchte.

Um diesen Zustand zu verbessern, wurden Fallrohre sowie die defekte Drainage gereinigt und repariert. Störende Zementputze wurden entfernt, während die originalen Kalkmörtel, die teilweise noch Fassungsspuren zeigten, größtenteils verblieben. Nachdem das offene Mauerwerk ausgetrocknet war, schloss man die offenen Fugen mit einem Kalkmörtel. Für neue Putzflächen fand ein dampfdiffusionsoffener Kalkputz Verwendung. Im Anschluss an die beschriebenen Maßnahmen ließ sich erfreulicherweise in kürzester Zeit eine deutliche Verbesserung und schließlich sogar eine weitgehende Normalisierung des Kirchenklimas feststellen.

Reinigung der Oberflächen

Zu Beginn der Maßnahmen erfolgten umfassende restauratorische Bestandsaufnahmen und Untersuchungen an Raumschale und Ausstattung (Abb. 11). Sie ergaben, dass sich der barocke Putz mitsamt seinen zahlreichen Farbschichten weitgehend erhalten hat. Seine jüngste Fassung, die der Zeit um 1980 entstammt, zeigt allerdings viele Reparaturen, Auffrischungen und Ausbesserungen. Dadurch war eine sehr disparate Oberfläche, ein kleinteiliger Mix verschiedener Materialien entstanden. Weil diese wechselnden Untergründe auf Verschmutzung ebenso wie auf Reinigungsmethoden ganz unterschiedlich reagieren, gestaltete sich die

10 Die barocke Kanzel vor Beginn der Reinigungsarbeiten. Auf der Putzfläche links davon sind Farbmuster zu erkennen.

11 Hl. Petrus, 1757. Die Figur steht an einem der Chorpfeiler. Die starke Verschmutzung der Oberflächen ist im Kontrast zu der deutlich helleren Reinigungsprobe gut zu erkennen.



Suche nach einer geeigneten Reinigungsmethode nicht einfach. Hierzu wurden verschiedene Methoden zur Trockenreinigung mit Spezialschwämmen sowie zur partiellen feuchten Nachreinigung mit Tensid- und Lösemittelzusätzen an Musterflächen erprobt. In allen Fällen war das Ergebnis nicht wirklich zufriedenstellend, da optisch recht unterschiedliche Oberflächen entstanden, die eines vereinheitlichenden Neuanstriches bedurft hätten. Deshalb schlug das Fachgebiet Restaurierung des Landesamts für Denkmalpflege eine innovative Strahltechnik mit Latexgranulat vor, die sich durch Regulierung von Luftdruck, Abstand und Strahlmittel gut an verschiedene Oberflächen und Verschmutzungsgrade anpassen lässt. Diese Reinigung lässt sich am rationellsten und am gleichmäßigsten nicht vom Gerüst aus, sondern mit dem Hubsteiger ausführen. Wenn – wie in Neuhausen – neben der Reinigung keine aufwendigen Sicherungsarbeiten anstehen, kann dadurch auf die komplette kostenaufwendige Einrüstung des gesamten Innenraums verzichtet werden.

Die Ergebnisse bei der neuen Musterachse waren so gut, dass ein anschließender Neuanstrich bis auf kleinere Retuschen entfallen konnte. Damit fiel der Entschluss, in St. Urban dieses schonende Verfahren einzusetzen, das sich sowohl für Putze als auch besonders zur Reinigung der Steinepitaphien mit ihren filigranen und stark plastisch ausgebildeten Schmuckformen eignete. Auch dadurch erwies sich die Latexgranulatmethode als deutlich kostengünstiger als herkömmliche Verfahren (Abb. 12).

Das Ergebnis

Nach Abschluss der Arbeiten erstrahlt das Innere der gereinigten Kirche eben nicht „in neuem Glanz“, sondern konnte – ganz im Sinne der Denkmalpflege – seinen historischen Bestand, nämlich die Sichtfassung der letzten Renovierung sowie die darunter liegenden Schichten, bewahren. Trotzdem empfängt nun ein deutlich hellerer und freundlicherer Raum den Besucher als vor der Reinigung. Neben dieser optischen Aufwertung war es aber vor allem wichtig, ein geeignetes Raumklima herzustellen und es auch dauerhaft zu gewährleisten. Denn die Absenkung der Mauerfeuchte stellt unter anderem sicher, dass die Oberflächen den Schmutz nicht mehr in dem Maße wie bisher absorbieren. Zusätzlich sorgt die Klimasteuerung für eine schwankungsarme Luftfeuchtigkeit und so für optimale Erhaltungsbedingungen. Dass die Maßnahmen darüber hinaus durch geringeren Energieverbrauch und längere Instandsetzungsintervalle Kosten sparen, dürfte die Kirchengemeinde zusätzlich erfreuen. Finanziell unterstützt wurden die aktuellen Arbeiten durch Zuschüsse aus Denkmalmitteln des Landes in Höhe von über



12 Restauratorische Strahlreinigung im Chor mit Latexgranulat vom Hubsteiger aus, 2016.

95 000 Euro, aus dem Sonderprogramm III des Bundes mit gut 85 000 Euro. Außerdem bewilligte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz 60 000 Euro.

Literatur

Diplomrestauratoren Christiane Böke/ Ekkehard Fritz: Restaurierungsdokumentation zur Untersuchung von Raumschale und zu Maßnahmen 2013–2015, Neu-lingen 2014.

Diplomrestaurator Fabian Schorer: Restaurierungsdokumentation zur Reinigung der Raumschale und der Steinepitaphien, Kusterdingen 2016.

Mathias Köhler, unter Mitarbeit von Heinrich Leicht: Katholische Kirchen Neuhausen, Schnell, Kunstführer Nr. 2110, Regensburg 1994.

Heinrich Leicht: Baugeschichte der Pfarrkirche St. Urban und Vitus in Neuhausen/Enzkreis, 1980 (Masch. Manuskript).

Praktischer Hinweis

Besichtigungsmöglichkeiten können beim Pfarramt angefragt werden. Telefon: 0 72 34/42 59; E-Mail: pfarramt-neuhausen@gmx.de.

Dr. Claudia Baer-Schneider
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Karlsruhe



Die verlorene Burg von Kirchberg an der Jagst

Ein Rekonstruktionsvorschlag anhand der Abbruchdokumentation von 1590/91

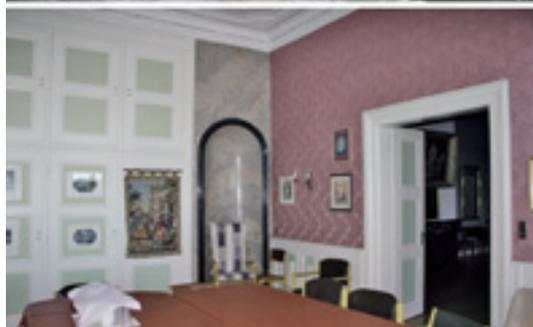
Die Baugeschichte von Schloss Kirchberg an der Jagst beginnt im 13. Jahrhundert mit der Errichtung einer Burg an der Spitze des Kirchberger Bergsporns. In der frühen Neuzeit wurde die Anlage teils geschleift, teils umfassend und stilprägend überformt. Heute ist die mittelalterliche Baugestalt nicht mehr zu erkennen, die Rekonstruktion anhand des erhaltenen Baubestands allein nicht möglich. Indes fand sich im unerschlossenen Bestand des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein die Abrechnung der Teilschleifung im Winter 1590/91. Die präzise Beschreibung der abgebrochenen Baukörper überliefert den Bauzustand vor den frühneuzeitlichen Veränderungen und ermöglichte im Rückschluss eine fundierte Rekonstruktion. Das Ergebnis wird im Folgenden erstmals vorgestellt.

Lena Stephanie Grüner

Geschichte und Topografie

Die ehemalige hohenlohesche Residenzstadt Kirchberg (Abb. 2) liegt am Mittellauf der Jagst, rund 20 km nordöstlich der Kreisstadt Schwäbisch Hall. Altstadt und Schloss – Gesamtanlage nach § 19 Denkmalschutzgesetz – drängen sich hinter der mittelalterlichen Befestigung auf der Hochfläche des keilförmigen Bergsporns. Rund 50 m unterhalb der Spornspitze führt seit 1778/79 eine stei-

nerne Bogenbrücke über den Fluss. Zuvor bildete eine Furt samt Steg einen bequemen, zumal auf dem rund 30 km langen Abschnitt zwischen Langenburg und Crailsheim einzigen Übergang. Kirchberg wird 1265 erstmals genannt. Namens-träger war ein gewisser Raben von Kirchberg. 1306 datiert die älteste Erwähnung des „castrum Kirchberg“ nebst einer „capelle ibidem“ – gemeint war die Burg. 1313 gelangte das würzburgische Hochstiftslehen an die Herren von Hohenlohe. 1373 erteilte Kaiser Karl IV. ihnen das Recht, vor der „veste“ eine Stadt anzulegen und diese zu umwehren. Bereits 1384 war Ulrich von Hohenlohe jedoch gezwungen, den Besitz zu verpfänden; 1398 erfolgte schließlich der Verkauf an die Gläubiger: die Reichsstädte Rothenburg, Schwäbisch Hall und Dinkelsbühl. Sie teilten sich die Herrschaftsrechte bis zum Rückkauf durch Ludwig Casimir von Hohenlohe im Jahr 1562 und trieben den Ausbau zur Festung (Abb. 3) voran.



1 Ehemaliges Vorgemach zur fürstlichen Hauptstube, oben: letzter Ausstattungszustand Mitte des 18. Jahrhunderts (Fotografie um 1910), unten: aktueller Zustand nach dem Umbau der 1960er Jahre.

Forschungsstand und Quellenlage

2012 beauftragte das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg eine bauhistorische Untersuchung des Schlosses, um Aufschluss über den historischen Bestand in Hinblick auf zukünftige Baumaßnahmen zu bekommen. Den Anstoß gab der Auszug der Evangelischen Heimstiftung, die nach dem Zweiten Weltkrieg die Anlage gekauft und zum Altenheim umgebaut hatte.



2 Luftbild des Jagsttals bei Kirchberg gegen Westen mit der Burg Hornberg vorne rechts, dem bewaldeten Burgstall von Sulz in der Mitte und der ehemaligen hohenloheschen Residenzstadt oben links.

Die Dokumentationsarbeiten, an der die Verfasserin maßgeblich beteiligt war, machten deutlich, dass der Umbau der 1950/60er Jahre im Innern mit weitreichenden Eingriffen in die historische Bausubstanz verbunden war (Abb. 1). Die seit dem 16. Jahrhundert gewachsene Binnenstruktur wurde dabei einschließlich der wandfesten Ausstattung weitgehend zerstört. Die zunächst cursorisch vorgenommene Archivrecherche im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZAN) führte indessen vor Augen, dass den substanziellen Verlusten ein in Umfang und Dichte bemerkenswertes Konvolut an Bild- und Schriftquellen gegenübersteht, darunter auch unerschlossenes Material. Wie sich später zeigte, werden die unter den Hohenlohe archivierten Bestände durch das gleichermaßen umfangreich erhaltene Archivgut aus reichsstädtischer Zeit ergänzt. Die Akten bündeln mehr als 10 000 Folia und lagern heute im Staatsarchiv Nürnberg (StAN). Eine wissenschaftlich fundierte Analyse von Baubestand und Quellen, die die Baugeschichte des Schlosses ab dem 15. Jahrhundert annähernd lückenlos dokumentieren, wurde bis dato nicht vorgenommen.

Dieses Forschungsdesiderat wird derzeit im Rahmen einer Promotion durch die Verfasserin an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität München nachgeholt mit dem Ziel, die bauliche Entwicklung des Schlosses vom Mittelalter bis in die Neuzeit erstmals umfassend darzulegen. Die folgenden Ausführungen verstehen sich als vorläufige Überlegungen zur Gestalt der überformten mittelalterlichen Burganlage.

Dass das Kapitel zur Burg dabei nicht auf eine Aufzählung der spärlichen Befunde am Bau beschränkt bleibt, war anfänglich jedoch nicht abzusehen. Erst die Wiederentdeckung der Akten zum Schlossbau Ende des 16. Jahrhunderts änderte die Forschungsgrundlage. Das Konvolut ist Teil der Miscellanea des HZAN und umfasst unter anderem die Rechnungsbücher, in denen alle Ein-

nahmen und Ausgaben mit sehr präzisen Beschreibungen verzeichnet wurden – darunter der Teilabriss der Burg im Winter 1590/91. Anhand dieser Quelle war es im Rückschluss möglich, die historische Bebauung im letzten Ausbauzustand vor den umfangreichen, frühneuzeitlichen Veränderungen zu rekonstruieren. Darauf aufbauend konnten die zu reichsstädtischer Zeit dokumentierten Baumaßnahmen lokalisiert und so das Bild der mittelalterlichen Anlage weitreichend erhellt werden. Die große Bauaktivität um 1500 spiegelt dabei vermutlich die erste große Modernisierung und Erweiterung der Burg seit der Errichtung im 13. Jahrhundert wider.

Der Baubestand heute

Das Schloss erstreckt sich über eine Länge von circa 120 m im Bereich vor der Spornspitze (Abb. 5). Die dreiecksförmige Grundfläche ist dem Geländeverlauf angepasst, drei Höfe gliedern die Anlage: (1) Der barocke Ehrenhof im Süden, den zwei zwei-

3 Die Kirchberger Festung auf einer Karte der Jagdgrenze zwischen Kirchberg und Lendsiedel. Kolorierte Tuschezeichnung (Ausschnitt), 1572.



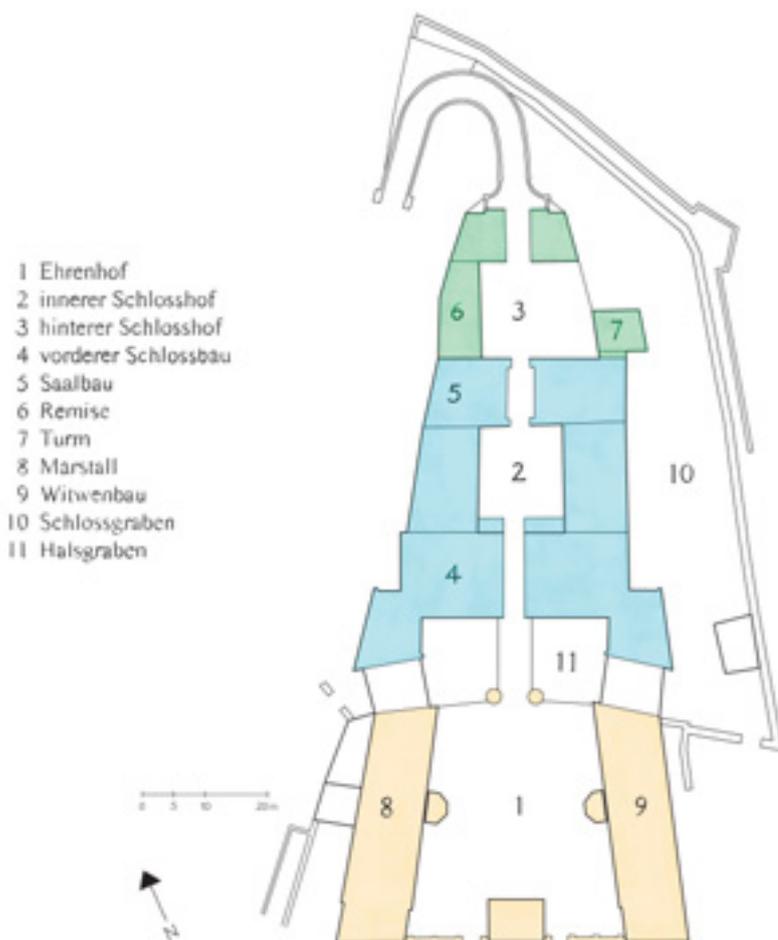
4 Ansicht von Stadt und Schloss mit dem Kernbau im Ausbauzustand vor den barocken Veränderungen ab 1738. Ausschnitt aus dem Titelkupfer der Leichenpredigt von Friederike Albertine von Hohenlohe-Kirchberg, 1709.



geschossige Flügelbauten seitlich flankieren und eine Hofmauer gegen die Stadt begrenzt (gelb); (2) der Innenhof, um den sich eine dreigeschossige Vierflügelanlage mit zwei großen Querbauten und zwei verbindenden Galerieflügeln gruppiert (blau); und (3) der hintere Schlosshof, den eingeschossige Nebengebäude längs der Westseite und vor Kopf sowie ein rechteckiger Turm in der Südostecke umstellen (grün).

Den historischen Kern bilden die Vierflügelanlage mit den beiden stattlichen Querbauten (Abb. 4), der vordere Schlossbau und der Saalbau, sowie der hintere Schlosshof, wo ehemals eine hochmittelalterliche Wallfahrtskirche stand (1614 abgerissen). Eine Grabenanlage stellt das bis zu 10 m hohe Fundament umlaufend frei (Abb. 6). Mantelmauern

5 Schloss Kirchberg, schematischer Lageplan: in Gelb die Ehrenhofbebauung, in Blau der Kernbau, in Grün die Gebäude am hinteren Schlosshof.



verkleiden den anstehenden Felsen und bilden die Grundmauern der randständigen Schlossgebäude. Längs der Ostflanke säumt ein schmaler Zwinger die Schlossgrabenmauer. Auf der Westseite wurden die Mauern im 18. Jahrhundert zugunsten einer Parkanlage geschleift und der Graben verfüllt. Erhalten blieb nur ein kurzer Torso mit dem Ausgangstor.

Die Analyse der Bauakten ergab, dass den jetzigen Baubestand drei große Bauphasen prägen: In den 1590er Jahren wurde erstens der vordere Schlossbau mit den beiden charakteristischen Basteitürmen vor den Ecken errichtet. Um 1624/25 erfolgten zweitens der bislang weitgehend unbekannte Umbau des Saalbaus und die Neuaufrichtung der Seitenmauern am Rand des Felsfundaments. Aus dieser Phase stammen auch die Schweifgiebel, die die bislang vorherrschende Datierung des Gebäudes zeitgleich mit dem vorderen Schlossbau begründeten. Im mittleren 18. Jahrhundert legte man drittens die mittelalterliche Vorburg nieder und auf der frei gewordenen Fläche den Ehrenhof an.

Mittelalterliche Befunde am Bau

Der etwa 15 m breite Halsgraben, der den Kernbau vom Ehrenhof trennt, bildet das letzte evidente Relikt aus der Bauzeit im 13. Jahrhundert. Die seitlichen Gräben wurden den Quellen zufolge erst im frühen 16. Jahrhundert ausgehoben, ummauert und mit einem Zwinger versehen. Spätere Veränderungen prägen den erhaltenen Baubestand.

Einen Überrest aus reichsstädtischer Zeit bildet der Turm am hinteren Schlosshof. Der Bau fußt im Graben und tritt dabei mit halber Tiefe über die Flucht der angrenzenden Mauern hinaus. Die Bauzeit kann anhand der Schriftquellen nicht fixiert werden. Die dendrochronologische Untersuchung von zwei Streichbalken bestätigte archivalisch dokumentierte Umbaumaßnahmen des 17. Jahrhunderts. Für eine Errichtung um 1500 sprechen mehrere Details im Bereich der Untergeschosse, darunter die mächtigen Buckelquader an den Ecken des Sockels, die Schlüsselscharten sowie ein Türgewände mit Schulterbogen. Im Rahmen des Umbaus 1624/25 erfolgten die Aufstockung der beiden Obergeschosse und der Anschluss an den hinteren Schlossbau.

Aus dem Mittelalter stammt ferner ein circa 15 m langer Mauerzug im Bereich der westlichen Mantelmauer (Abb. 8). Der Verband besteht aus mittelgroßen, gleichmäßig gespitzten Kalksteinquadern, ist weitgehend regelmäßig geschichtet und stößt an beiden Enden stumpf gegen die angrenzende Bebauung. Die Mauer war, wie die aktuellen Forschungen zeigten, einst Bestandteil des Burgzingers, den man Ende des 16. Jahrhunderts bis



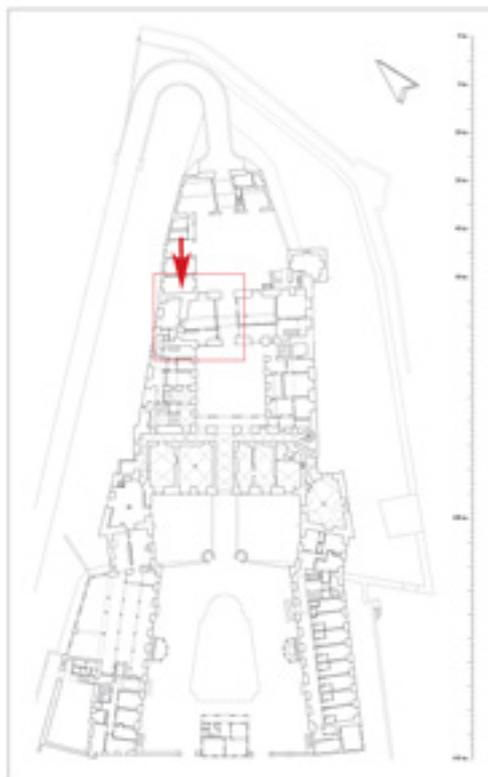
6 Kirchberger Spornspitze gegen Südwesten mit Blick auf die Befestigungsmauern entlang der Ostflanke, dahinter das Schloss auf dem etwa 10 m hoch aufragenden Felsfundament mit Blick auf Saalbau und Turm am hinteren Schlosshof.

auf diesen Abschnitt abgebrochen hat. Laut einer Beschreibung des Schlosses von 1584 flankierten den Burgzwinger mehrere Türme, darunter wohl auch der Turm am hinteren Schlosshof. Weniger augenfällig ist, dass auch der Saalbau Bestandteil der mittelalterlichen Burganlage war. Es handelt sich wohl um den ehemaligen Palas, der im Rahmen des Umbaus 1624/25 allerdings vollständig entkernt worden war. Eine Baufuge an der nördlichen Traufwand bezeugt die ehemals verkürzte Längsausdehnung gegen Westen (Abb. 7). Zudem zeichnet sich die alte westliche Giebelwand durch die bemerkenswerte Stärke von 1,7 m deutlich im Grundriss ab.

Teilabriss der Burg

Die Abbrucharbeiten, die der Errichtung des vorderen Schlossbaus im ausgehenden 16. Jahrhundert vorausgingen, betrafen den gesamten Altbaubestand in diesem Bereich (Abb. 9). Der Saal-

bau blieb von dieser Baumaßnahme hingegen weitgehend unberührt. Laut dem Rechnungsbuch der Jahre 1590/91 handelte es sich dabei um das „alte haus im schloß, die alte dicke sieben schuhige maurn im schloß an dem graben“, das „übrige alte maurwerk an beden seitten im schloß“, einen „alten thurm ob dem kellerhals im schloßhoff“ sowie „zweien zwerchmauern im schloßgraben“. Die „ziegeln von den fördern gang uff der dicken mauer“ hatte man zuvor beiseite geschafft. Das heißt, dass im Bereich des vorderen Schlossflügels ein „Haus“ stand, das an drei Seiten von Mauern umgeben war. Bei den Mauern differenzierte man zwischen den „Seitenmauern“ und der „Mauer am Graben“ – gemeint war der Halsgraben. Letztere wird als „dick“ charakterisiert und mit 7 Schuh (ca. 2,2 m) ausgewiesen. Des Weiteren erschließt sich, dass „auf“ dieser Mauer ein überdachter Gang verlief. Dass es sich um eine Schildmauer handelte, die die übrigen Mauern in Höhe und Stärke übertraf, wird im Zusammen-



7 Baufuge zwischen dem Saalbau (unverputzt) und der Erweiterung von 1624/25 (verputzt). Befund an der nördlichen Traufwand im Bereich des Giebeldreiecks der anstoßenden Remise. Bauaufnahme: Braunmiller Architekten (Gerabronn).



8 Außenfassade des westlichen Galerieflügels mit mittelalterlichem Quaderverband des ehemaligen Burgzingers im Fundamentbereich.

hang mit dem Abbruch der inneren Seitenmauern 1593 deutlich. Sie waren mit 4 Schuh Stärke rund 1,2 m schmal. Ihre Höhe belief sich auf 26 Schuh (ca. 9 m). Zum Baubestand der Seitenmauern zählte ein Dachwerk „oben“ und daher vermutlich auch ein (Wehr-)Gang.

Die älteren Quellen sprechen in Bezug auf die Burgmauern ausschließlich vom „Mantel“. Mehrfach wird dabei aber deutlich, dass man den gesamten Mauerverband der Kernburg meinte, unabhängig der Ausbildung einzelner Mauerzüge. Die Quellenanalyse bestätigte, dass es sich im Fall der Kirchnerberger Burgmauern entgegen einer möglichen Interpretation des historischen Begriffs nicht um einen Mauerring von einheitlicher Höhe und Stärke handelte.

Das „Haus im Schloss“ entsprach dem 1502 neu errichteten Haus des Untervogts. Der zeitgenössischen Überlieferung zufolge hatte man den steinernen Vorgänger damals durch einen verputzten, unterkellerten Fachwerkbau ersetzt. Die Beschreibung von 1584 ergänzt, dass der Bau aus vier Stockwerken bestand und „von gut(en) starkem aichenen holtz“ gezimmert war. „Und weil das

holtzwerk zum theil stark und schwer“, benötigte man beim Abriss 1590 „ein klein züglein mit einem mastbaum und schnebelin darzu“ – gemeint war ein Kran.

Neben dem Haus des Untervogts und der Schildmauer befand sich unter den abgebrochenen Baukörpern ferner ein „Türmlein“; es stand „im Hof auf dem Kellerhals“, der als Torso zunächst stehen blieb. Der Kellerhals erschloss das Gewölbe unter dem Saalbau. Man legte ihn zwei Jahre später nieder und öffnete einen neuen Zugang „an der ecken zur linken hand gegen dem großen schneckh(en) über“. Bei dieser „großen Schnecke“ handelte es sich um den polygonalen Treppenturm des vorderen Schlossbaus, der im Südwesten des Innenhofs an der Traufwand des Schlossflügels lehnte. Der neue Abgang „gegenüber“ führte folglich am westlichen Ende, der alte am östlichen Ende des Saalbaus in den Keller hinab. Laut den Ausführungen von 1584 beherbergte das Türmlein die Burgküche; es war aufgrund der neuen Hofküche im westlichen Basteiturm obsolet geworden.

Ungewiss bleiben die Abmessungen. Die Begründung, den Kellerhals abzureißen, weil er „dem hoff einen großen mangel und hindernus zur einfuhr“ gab, lässt jedoch auf eine gewisse Größe schließen. Die vorherrschende Interpretation des „Türmleins“ als Bergfried ist somit hinfällig. Deutlich wird aus den zitierten Schriftquellen vielmehr, dass ein Bergfried nie existierte.

Mit dem Abriss der beiden „Zwerchmauern im Schlossgraben“ waren zwei quer stehende Mauern gemeint, die die Ausgänge des Halsgrabens verriegelten. Sie standen in Verlängerung der Stadtmauerenden, die den Vorhof flankierten und bis dato rund 7 m in den Halsgraben vorstießen. Diese überstehenden Enden wurden samt dem Felsen, auf dem sie gründeten, ein Jahr später niedergelegt und die einzelnen Grabensegmente so zu einer umlaufenden Grabenanlage zusammengeführt.

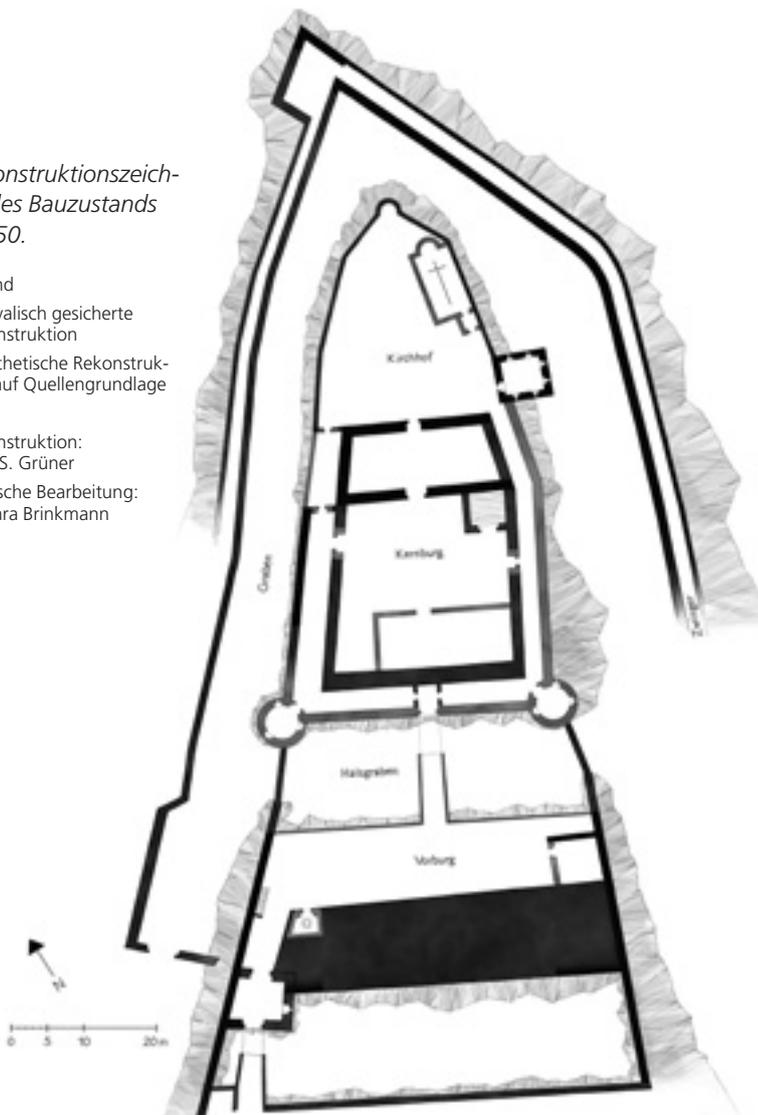
Der hintere Schlosshof

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts dokumentieren die reichsstädtischen Quellen eine weitere Baustelle. Betroffen war der baufällige „erker hind(er) der capellenn, genannt der schind(en)gaul“; er wurde durch ein „rotunds turlin von stainwerckh“ ersetzt. Der Erker wird 1424 gemeinsam mit dem „Mantel“ in der Bestallungsurkunde des Untervogts erstmals genannt und musste demzufolge bei Nacht stets mit einer Wache besetzt sein. Es handelte sich bei dem „Schindengaul“ folglich nicht, wie bislang angenommen, um eine Bastion, sondern um einen Auslugerker, der wohl ebenfalls zum bauzeitlichen Bestand der Burg zählte. Dass

9 Rekonstruktionszeichnung des Bauzustands um 1550.

- Befund
- archivalisch gesicherte Rekonstruktion
- hypothetische Rekonstruktion auf Quellengrundlage

Rekonstruktion:
Lena S. Grüner
Grafische Bearbeitung:
Barbara Brinkmann



sich der Bau am Nordende des hinteren Schlosshofs befand, wo man eine weite Aussicht über das umgebende Jagsttal hat, erschließt sich im Zusammenhang mit dem Umbau 1657 und dem Abbruch 1702. Entsprechend erklärt sich auch die altgermanische Bezeichnung; sie steht für Nordwind und rekurriert auf die Lage im Bereich der Spornspitze, die in etwa nach Norden weist.

Bei der Kapelle handelte es sich um eine Wallfahrtskirche. Ob sie dem (Kirch-)Berg den Namen gab oder die Bezeichnung besitzrechtliche Gründe hatte, ist nicht geklärt. Das Gebäude war steinern, verfügte über einen Torturm mit Glockenstube und eine Chorapsis, die 1518 als „gantz ain klain ding“ beschrieben wird. Sieben Jahre vor dem Abriss im Jahr 1614 erfasste Michael Hospin den Bau im Rahmen der General-Grenzbereitung (Abb. 10), wenn auch als Abbreviatur, die nicht als Abbild, sondern als Referenz zu verstehen ist.

Die Vorburg

Die mittelalterliche Vorburg befand sich im Bereich des barocken Ehrenhofes, dem sie 1738/41 weichen musste. Die Bebauung ist auf dem barocken Umbauplan im Umriss verzeichnet und bestand demnach aus einer Wall-Grabenanlage und einem Torturm mit Zugbrücke.

Die erste Nennung der Vorburg erfolgt in der Stadtordnung von 1501. Aus dem Zusammenhang erschließt sich, dass die Errichtung nicht sehr lange zurücklag und somit wohl den Auftakt der großen Modernisierung um die Wende zum 16. Jahrhundert bildete. Wie der Turm am hinteren Schlosshof fußte der Torturm im Graben und trat über die Flucht der Wallstirnmauer hinaus. Es handelte sich ebenfalls um einen niedrigen Flankierungsturm. Die erste Aufstockung um ein Wohngeschoss für den Hofschneider erfolgte 1593. Weitere Veränderungen am Aufbau wurden im Laufe des 17. Jahrhunderts vorgenommen.

An der Ostseite des Hofes stand die ehemalige Burgvogtei. Der Bau wurde gleichzeitig mit dem Wall errichtet, laut der Bauinschrift im Sturzstein der Kellertür jedoch bereits 1545 neu aufgeführt. Weitere Veränderungen sind schriftlich dokumentiert.

Resümee

Durch die Analyse der Abbrucharbeiten von 1590/91 stellt sich das Bild der Burg von Kirchberg nun folgendermaßen dar (Abb. 9): (1) Es handelte sich um eine Schildmauerburg, ein Typus, der im Raum Hohenlohe in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sehr verbreitet war; sie diente vermutlich dem Raben von Kirchberg als Sitz. Die Bauzeit datiert daher ins 13. Jahrhundert. (2) Es existierte kein



10 Michael Hospin, Karte der „Leonfelsischen Jagstgrenzbeschreibung“ aus der so genannten General-Grenzbereitung (Ausschnitt um Kirchberg, Hornberg und Eichenau). Persönliches Exemplar für Wolfgang von Hohenlohe-Weikersheim, Tuschezeichnung mit vergoldeter Grenzlinie, 1607.

Bergfried. Daher ist davon auszugehen, dass die Schildmauer die Funktionen der beiden Wehrelemente kombinierte. Das bedeutet, die Mauer war nicht nur außerordentlich stark, sondern auch besonders hoch und überragte die Seitenmauern vermutlich deutlich. (3) Bei dem so genannten Schindengaul handelte es sich nicht um eine Bastion, sondern um einen Erker; er wurde vor 1424 errichtet und stammte möglicherweise aus der Bauzeit. (4) Die Überlieferung des 17. Jahrhunderts legt nahe, dass der Saalbau im Kern dem mittelalterlichen Palas entspricht. Die Datierung in die Bauzeit der Burg kann zwar nicht nachgewiesen werden, in jedem Fall umfasst der Baukörper aber die ältesten erhaltenen Bauteile der Kirchberger Schlossanlage.

Literatur und Quellen

Alois Schneider: Die Burgen im Kreis Schwäbisch Hall. Eine Bestandsaufnahme, Stuttgart 1995.

Zu den zitierten Primärquellenzitaten vgl. HZAN GA 5 U82, Oe 4 Nr. 7323, Ki 35 Nr. 2386, Ki 82 B 1, Ki 0 BÜ 08, Ki 0 BÜ 10 u. Ki 0 BÜ 31; StAN Rep. 200 I 1125–1127 u. StAN Roth. MA U20.

Praktischer Hinweis

Schlossgelände und Gartenanlagen sind öffentlich zugänglich.

Lena S. Grüner M.A.
c/o strebewerk. Architekten GmbH
Reinsburgstraße 95
70197 Stuttgart



Beton und seine wachsende Rolle in der Denkmalpflege

Teil 3: Über 100 Jahre Sichtbeton im Hochbau in Baden-Württemberg

*Der Anblick von Sichtbeton ist heutzutage zur Gewohnheit geworden. Stilprägend wurde er in den 1950er Jahren durch Le Corbusier. Sein Umgang mit dem *béton brut* gab dem rohen Beton Ästhetik. Den Höhepunkt erreichte das Betonzeitalter mit dem Brutalismus – abgeleitet vom französischen Begriff *béton brut* für Sichtbeton. Skulpturale Betonbauten verkörpern diesen Stil seit den 1950er bis in die 1980er Jahre weltweit. Die Anfänge des Sichtbetons gehen jedoch viel weiter zurück. Nach dem zweiten Beitrag in Heft 3/2017 dieser Zeitschrift über Hochbauten aus Eisenbeton folgt nun der dritte Teil über die Entwicklung des Sichtbetons in Baden-Württemberg und Welch langer Weg es war, bis er sich als Gestaltungselement in der Baukunst etablierte.*

Geraldine Buchenau

Im Hochbau experimentierten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einige aufgeschlossene Ingenieure und Architekten mit der Verbundbauweise aus Eisen und Beton. Zeigen wollten sie den künstlich geschaffenen Stein jedoch nicht. Er galt als charakterlos und damit unangemessen für die Baukunst. So wurden die tragenden Eisenbetonkonstruktionen repräsentativer Hochbauten hinter traditionellen Außenfassaden versteckt, indem eine zusätzliche Mauerschale zum Beispiel aus Werkstein vorgesetzt wurde.

Der Architekt Max Littmann erregte daher weltweit Aufsehen, als er die Anatomie der Universität München als das erste bedeutende Eisenbetongebäude Deutschlands 1906 vollkommen in Sicht-

beton entwarf (Abb. 1). Beschrieben wurden die Außenwände damals in der Süddeutschen Bauzeitung als „glatt und ruhig ... in dem feinen matten Grau des Betons“.

In Baden-Württemberg wagte man erst Ende der 1910er Jahre, Beton sichtbar zu lassen. Roh und ruppig blieb die Betonfassade dabei nie. Die schalungsrauen Betonoberflächen wurden an repräsentativen Hochbauten immer, jedoch auf unterschiedliche Weise von ihrer so genannten Zementhaut befreit. Häufig wurde die äußere, sichtbare Betonschicht mit Zuschlägen bestimmter Korngröße verarbeitet und mit mineralischen Zusätzen eingefärbt, damit die Fassade den Anschein eines Natursteins bekam. Mit verschiedenen Oberflächenbearbeitungsmethoden war man bestrebt, Naturwerkstein zu imitieren. Die allgemeine Wertschätzung des Materials Beton setzte erst später ein.

Mut zu Betonsichtigkeit

Die Betonsichtigkeit als architektonisches Gestaltungsmittel einzusetzen, obwohl eine allgemein anhaltende Abneigung gegenüber dem modernen Baustoff bestand, erforderte Mut. Dieser war verbunden mit der Hoffnung, die neue Bauweise biete eine Grundlage für die Befreiung von überkommenen Leitbildern hin zu einer neuen Formensprache der Architektur. So sind um 1910 einige bedeutende betonsichtige Bauten in Baden-Württemberg entstanden, die im Folgenden exemplarisch und chronologisch vorgestellt werden.

1 Anatomiegebäude der Universität München (1905–1907).





Verhältnismäßig früh setzte der Konstanzer Stadtbaumeister Paul Jordan das moderne Material als Gestaltungselement ein. Zu seinen frühesten und größten Werken gehört die Petershausener Volksschule in Konstanz von 1909. Das von der Baufirma Dyckerhoff & Widmann erstellte Jugendstilgebäude wurde herkömmlich gemauert und mit einer reich gegliederten Putzfassade versehen, die unter anderem ein betonsichtiger Erker ziert (Abb. 2). Bei der Herstellung vor Ort wurde die Vorsatzbetontechnik angewandt, auf die später noch näher eingegangen wird. Zur Farbgebung hatte Jordan als Betonzusatz gelbes Dolomitmehl und braunen Kalksteingrus gewählt. Der in die hölzerne Schalung gestampfte Vorsatzbeton wurde nach dem Erhärten von Steinmetzen und Bildhauern aufwendig bearbeitet.

Zu den ältesten erhaltenen betonsichtigen Bauten Baden-Württembergs gehört auch das Kursaalgebäude in Bad Wildbad im Schwarzwald (Abb. 3). Aufgrund einer beträchtlichen Steigerung der Kurgastfrequenz in Bad Wildbad wurde es von 1908 bis 1910 errichtet. Die Baumittel waren beschränkt, was der künstlerischen Form wenig Abbruch tat, vermutlich aber die Wahl der Baumaterialien beeinflusste.

Beim Entwurf des Kursaalgebäudes setzte der Stuttgarter Baurat Otto Kuhn farbige, mit dem Stockhammer bearbeitete Stampfbetonflächen mit Jugendstildetails in Korrespondenz zu Putzflächen im Erdgeschoss und zu ursprünglich in Weiß gehaltenen, für den Schwarzwald typischen kleinteilig verschindelten Fassadenabschnitten im Obergeschoss. Sowohl dem Beton als auch dem Putz

gab er durch geeignete Wahl der Zuschlagstoffe einen warmen ockergelben Farbton. Otto Kuhn gelang es, mit für seine Zeit schlichten Mitteln ein Gebäude zu errichten, das damals dennoch große Anerkennung fand.

Theodor Fischer, der Begründer der Stuttgarter Architekturschule, wagte beim Bau der Garnisonskirche in Ulm ebenfalls, den Beton als solchen zu zeigen. Dyckerhoff & Widmann führten den sakralen Hallenbau, der auch als Pauluskirche bekannt ist, von 1908 bis 1910 aus. Mit Ausnahme der Türme sind alle tragenden Bauteile aus Eisenbeton mit Vorsatzbeton (Abb. 4). Die von Fischer gewählte Farb- und Formauswahl der Sand- und Kieskörnungen für den Vorsatzbeton und seine steinmetzmäßige Bearbeitung waren darauf angelegt, den wahren Betoncharakter zur Geltung zu bringen. Abschließend wurde der Vorsatzbeton mit dem Zweispitz bearbeitet. Einlagen aus glasierten Tonkacheln verzieren im Inneren die Sichtbetonoberfläche (Abb. 5).

Auf ähnliche Weise experimentierte der Architekt August Stürzenacker mit dem neuen Baumaterial Beton, als er den Karlsruher Hauptbahnhof entwarf, der ebenfalls 1910 fertiggestellt wurde. Abgesehen von der Kühnheit der großen Hallenkonstruktion mit der Durchdringung zweier halbkreisförmiger Tonnengewölbe, die ganz aus Eisenbeton gefertigt wurden, verdient auch hier die Gestaltung des Sichtbetons besondere Beachtung. Die gesamten Innenflächen der kassettierten Hallen sind in Vorsatzbeton aus Basalt ausgeführt, der anschließend steinmetzmäßig bearbeitet wurde. Der untere Teil der Seitenwände wurde aus einem Vorsatzbeton mit besonders dichtem Zuschlag hergestellt, um ihn schleifen und polieren zu können – ähnlich dem italienischen Terrazzo. Die tragende Betonkonstruktion des Bahnhofs wurde jedoch mit einer traditionellen Außenfassade kaschiert.

2 Erker der Petershausener Volksschule (heute Gebhard- und Theodor-Heuss-Realschule) in Konstanz von 1909.

3 Kurhaus in Bad Wildbad mit Fassadenabschnitten in Sichtbeton (1908–1910).



4 Hauptportal der Garnisonskirche in Ulm von 1910.

5 Innenansicht der Garnisonskirche.

Glossar

Gussbeton

Große Gießturmanlagen waren für die Betonier-technik aus Amerika erforderlich, um Beton aus großer Höhe zu fördern, damit er infolge seines Eigengewichts fließt. Neben der Frage seiner Wirtschaftlichkeit war seine geringe Anfangsfestigkeit nachteilig. Infolge seines hohen Wasserbedarfs für die Fließfähigkeit konnten mit Gussbeton nur geringe Betonfestigkeiten erzielt werden, weshalb er sich in Deutschland nicht durchsetzte.



Ein weiteres Beispiel für Sichtbeton im Innenraum ist das Hauptgebäude der Universität Freiburg. Nach dem Entwurf des Architekten Friedrich Ratzel wurde 1906 mit dem Bau des großzügigen Hauptgebäudes begonnen, das durch Hermann Billing 1911 vollendet werden konnte. Die Eingangshalle wird von einer 16,4 m breiten und 36 m langen, profilierten Kassettendecke aus Eisenbeton überspannt. Die betonsichtige Decke besitzt einen Steinmehlvorguss, der in eine Schalung aus Holz und Gips gegeben und abschließend steinmetzmäßig bearbeitet wurde. Die ausführende Firma war Brenzinger & Cie. aus Freiburg. Zur selben Zeit projektierte der bereits erwähnte Konstanzer Stadtbaumeister Paul Jordan die Friedrich-Luisen-Schule, die 1911 in Konstanz eingeweiht wurde und heute noch als Ellenrieder Gymnasium besteht. Der verputzte Bau wird von architektonischen Sichtbetonelementen gegliedert. Besonders hervorzuheben ist der Erkervorbau mit Jugendstilmotiven samt einer zweiläufigen Treppe zum Hauptportal aus behauenen Vorsatzbeton aus Blumenfelder Muschelkalk (Abb. 6). Im badischen Lörrach entstand 1911 mit dem Kaufhaus Knopf ein bis zu den Fenstergesimsen des zweiten Obergeschosses betonsichtig gehaltener Jugendstilbau nach dem Entwurf des Freiburger Architekten Philipp Walther (Abb. 7). Das Gebäude aus bewehrtem Stampfbeton in Kombination mit Betonwerksteinen, ausgeführt von Brenzinger & Cie. aus Freiburg, beherbergt jetzt die Stadtbibliothek Lörrach. Heute ist es weiß über-tüncht.

6 Erkervorbau der ehemaligen Friedrich-Luisen-Schule (heute Ellenrieder Gymnasium) in Konstanz von 1911.

Das Kaufhaus von Philipp Walther, der Kursaal von Otto Kuhn und die Pauluskirche von Theodor Fischer: Alle drei Gebäude weisen bei genauerer Betrachtung die für Stampfbeton typischen horizontalen Arbeitsfugen auf (s. Bilder und vergl. Teil 1, Nachrichtenblatt 1/2017). Im Unterschied dazu wurde für die Erstellung der zweiläufigen Treppe an der Konstanzer Schule von Paul Jordan vermutlich Gussbeton verwandt. Gut sichtbar zeichnen sich im Sockel die Schüttlinien ab. Sie liegen als leicht wellenförmig verlaufende Fugenlinien im Unterschied zu den Arbeitsfugen von Stampfbeton deutlich weiter auseinander. Der Abstand von Stampfbetonfugen beträgt in der Regel nur 15 bis 20 cm.

Die erste durchgehende repräsentative Sichtbetonfassade Baden-Württembergs schuf Robert Bosch als Bauherr in Stuttgart. Die 1911 bis 1912 entstandenen neoklassizistischen Geschäftshäuser seiner Firma stehen heute noch entlang der Breitscheidstraße (Abb. 8). Robert Bosch wollte zehn Jahre nach seinem ersten eigenen Fabrikgebäude aus Eisenbeton (vgl. Teil 1, Nachrichtenblatt 1/2017) nun auch dem neuen Baustoff gerecht werden und ließ jeweils die gesamte Straßenfassade der drei neuen Gebäude aus Sichtbeton erstellen. Die wie Granitstein wirkende monolithische Betonaußenfläche wurde durch gestampften Vorsatzbeton erzielt.

Vorsatzbeton als Mittel zur Täuschung

Die Vorsatzbetontechnik geht auf die Kunststeinherstellung zurück, beginnend Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie hatte anfangs das Ziel, Naturwerkstein zu ersetzen und Natursteinarten vorzutäuschen. Im Hochbau gelang es auf ähnliche Weise wie bei der Kunststeinherstellung, der eigentlichen Betonmasse innerhalb der Schalung eine wenige





Zentimeter dünne Schicht Vorsatzbeton vorzusetzen. Dieser Beton bestand aus einer meist feinkörnigeren, fetteren, also zementreicheren Betonmischung. Der Vorsatzbetonmischung wurden gerne mineralische Farbstoffe oder gemahlene Natursteine zur Färbung beigegeben. Abschließend wurde der erhärtete Beton steinmetzmäßig bearbeitet. Beton mit groben Zuschlagstoffen ist dafür nicht geeignet, weil bei seiner Bearbeitung grobe Zuschläge zertrümmert werden oder gar herausfallen. So verwendete die Firma Rek für das Verwaltungsgebäude von Robert Bosch in Stuttgart einen Vorsatzbeton aus drei Teilen gemahleneren Granit und einem Teil Portlandzement, der mit einer Dicke von 8 cm sorgfältig in die Schalung gestampft wurde (Abb. 8). Hierzu wurde der Vorsatzbeton oder -mörtel mit einem Blech je Stampfschicht vorgelegt beziehungsweise vorgesetzt und feucht gehalten, damit er sich mit dem übrigen dahinterliegenden Beton beim Stampfen gut verband. Nach dem Ausschalen wurde die Vorsatzschicht abschließend bildhauerisch bearbeitet. Positiver Nebeneffekt dieser Bautechnik ist die damit einhergehende widerstandsfähige Betondeckung durch die zusätzliche Lage des sehr dichten Vorsatzbetons.

Struktur und Charakter des Betons

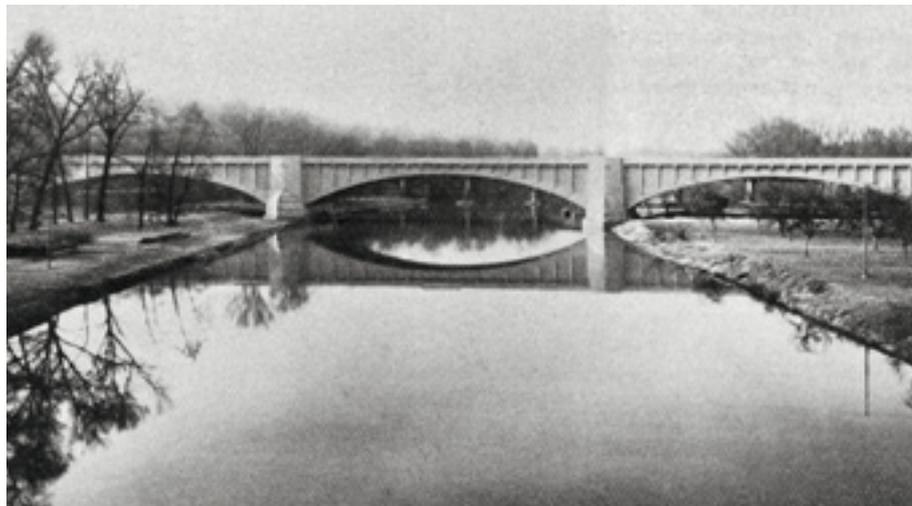
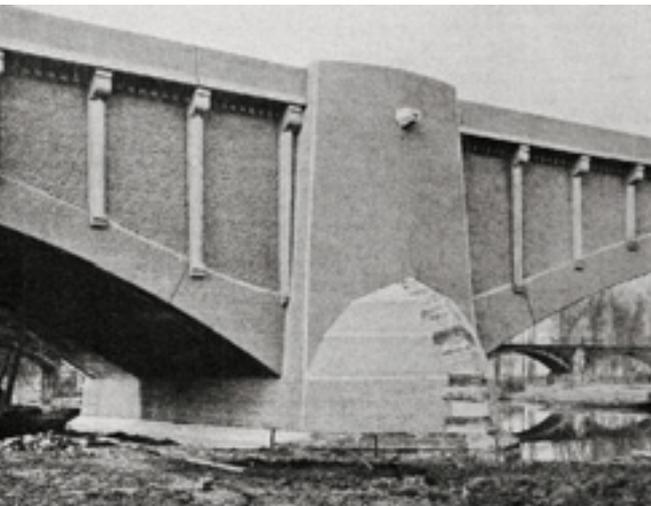
Die Wertschätzung des Materials Beton setzte im Brückenbau früher ein als im Hochbau. Man wollte die Echtheit der Betonkonstruktion und kombinierte schon Anfang des 20. Jahrhunderts Vorsatzbeton mit Betonsichtflächen, die die Struktur als verkittetes Steinagglomerat erkennen ließen. Die Betonoberfläche wurde durch verschiedene Bearbeitungsmethoden wie Prellen, Spitzen, Stocken oder Scharrieren belebt.

Als Beispiel sei die vom Architekten Martin Mayer entworfene Neckarbrücke bei Cannstatt genannt, die in den Ansichtsflächen der Bögen über den Fluss vollständig mit Vorsatzbeton ausgeführt wurde (Abb. 9). Sie war 1914 die kühnste und längste Eisenbahnbrücke aus Stampfbeton. Der Stuttgarter Bauinspektor Karl Schächterle hatte für den Vorsatzbeton als Zuschlag gequetschten Sauerwasserkalk gewählt, wodurch die Hauptbögen der Brücke ihren gelblichen Farbton erhielten. Die Lisenen, die Konsolen und die Brüstungen wurden teils scharriert und teils gestockt. Im Gegensatz dazu zeigten die Widerlager, die Seitenöffnungen und alle Gewölbefirnflächen schlicht den ausgeschalteten und dann stark aufgespitzten Stampfbeton. Erhalten werden konnte nach Kriegsende 1949 nur die linke Vorlandbrücke. Ein Erhalt der Brücke im Zuge des Projekts Stuttgart 21 wurde 2015 erwogen, verbunden mit einer Überlassung

7 Kaufhaus Knopf in Lörrach von 1910/11.

8 Sichtbetonfassaden im Bosch-Areal von 1911.





9 *Rosensteinbrücke über den Neckar bei Cannstatt (1914), Flusspfeiler und Gesamtansicht.*

an die Stadt Stuttgart. Politisch gibt es aktuell zwei vollkommen gegensätzliche Strömungen: die eine plädiert für den Abriss, die andere für den Erhalt mit einer adaptiven Wiederverwendung der Brücke als Park über dem Neckar.

In Ergänzung zu den teuren steinmetzmäßigen Bearbeitungsmethoden wurden später chemische Verfahren entwickelt, um die ausgeschaltete Betonoberfläche optisch aufzuwerten. Ab etwa 1927 gelang es, mit dem so genannten Contex-Verfahren die innere Struktur des Betons mit allen Zuschlägen sichtbar werden zu lassen. Der Amerikaner Johnson hatte ein lackartiges Anstrichmittel erfunden, das auf die Flächen der Schalung gestrichen wurde, um das Abbinden und die Erhärtung der äußeren Zementmörtelschicht zu verzögern. Dadurch ließ sich das äußerste Zement-Sand-Gemisch auch an großen Flächen wirtschaftlich durch Bürsten oder Waschen entfernen. Johnson leitete den Namen Contex von dem Wort Concrete-Texture (Betongefüge) ab. Aufgrund seiner Herstellungsweise bezeichnet man Betone mit einem solchen Erscheinungsbild heute als Waschbeton.

In Deutschland wurde das Contex-Verfahren erstmalig beim Bau des Hochschul-Stadions in Karlsruhe angewandt. Der erste Bauabschnitt der Tri-

büne mit der Turnhalle konnte im Juli 1927 in Benutzung genommen werden. Die Fertigstellung der Tribünenüberdachung erfolgte erst im Herbst 1930 durch die Stuttgarter Betonfirma Wayss & Freitag. Für damalige Verhältnisse ungewohnt ist eine innovative Stahlbetonkonstruktion mit einer 11 m frei auskragenden und stützenlosen Tribünenüberdachung. Das sockelartige Erdgeschoss zeigt den so genannten Waschbeton.

Neue Sachlichkeit verlangt Beton

Die Impulse für das neue bauliche Schaffen gab Theodor Fischer, der 1901 bis 1908 den Lehrstuhl für Architektur und Städtebau an der TH Stuttgart innehatte. Ihm gelang es, die neue Bautechnik für die Baukunst einzusetzen. Theodor Fischer ließ aber nicht nur das Material Beton, sondern auch seine Konstruktionsweise Bestandteil der Architektur werden. Bei der Garnisonskirche von 1908 bis 1910 in Ulm hatte er die charakteristische Betonstruktur als Mittel zur Oberflächengestaltung eingesetzt. Beim Kunstgebäude am Stuttgarter Schlossplatz ließ er das Eisenbetonskelett der Kuppel 1913 Bestandteil des Entwurfs werden.

Bereits 1905 hatte Fischer einen Aussichtsturm mit einer Höhe von 26,4 m aus Eisenbeton entworfen, den er so schlank aus Naturstein nicht hätte errichten können. Auf dem Schönberg bei Pfullingen wurde der eigenartig anmutende Turm 1906 eingeweiht. Theodor Fischers Schüler wollten noch höher hinaus. Ende der 1920er Jahre entwarfen Architekten der Stuttgarter Schule Hochhäuser aus Beton, ohne dabei den Werkstoff zu verschweigen.

Stuttgarter Sichtbetonhochhäuser

Die Neue Sachlichkeit hat in Stuttgart spektakuläre Bauten hervorgebracht. Albert Schieber entwarf 1925 für die Firma Hahn & Kolb ein Fabrik- und Verwaltungsgebäude auf dem Gelände des alten Stuttgarter Bahnhofs an der Königstraße (Abb. 10).

Prellen

Mit dem Sprengisen, das der Steinmetz mit dem Fäustel antreibt, werden Betonaußenkanten ebenso wie die von Naturwerksteinen abgeschlagen. Diese Bearbeitung wird als geprellt, zumeist auch als gesprengt bezeichnet.

Scharrieren

Mit dem Scharriereisen, ebenfalls ein Werkzeug des Steinmetzes, das wie ein Meißel mit überbreiter Schneide aussieht, werden mit gleichmäßigen Schlägen parallel verlaufende Rillen in die Betonoberfläche geschlagen. In der Regel hellt eine Scharrierung den Farbton der Oberfläche auf.

10 *Haus von Hahn & Kolb, ehemals in Stuttgart, von 1926. Radierung von Paul Kaelberer.*



Das siebengeschossige Gebäude der frühen Moderne wurde als Eisenbetonbau mit Sichtbetonfassade konzipiert. Dabei hatte Schieber auf gekonnte Weise architektonische Mittel eingesetzt, um unerwünschte Herstellungsfugen zu kaschieren. Für den Bau des Hauses wurde Stampfbeton verwendet, dessen Sichtfläche gestockt wurde. Der moderne Bau galt nach seiner Fertigstellung im Jahr 1926 als das erste Eisenbetonhochhaus Stuttgarts. 1997 wurde sein Abbruch beschlossen. 1927 wurde dem Bau des Tagblattturms zugestimmt. Der Architekt Ernst Otto Öbwald hatte den Wettbewerb mit seinem Entwurf gewonnen. Seine Entscheidung für ein Hochhaus und für einfachste, klarste Formen sollte sinnbildlich für die Bedeutung der Presse in Württemberg sein. 1928 überragte das 61 m hohe Eisenbetonhochhaus alle Hochhäuser Süddeutschlands (Abb. 11). Weltweit sah man den Tagblattturm als das erste in Sichtbeton errichtete Hochhaus an.

Öbwalds Idee einer schalungsrauen Betonoberfläche wurde in der Entwurfsphase verworfen. Gewollt war ein heller, warmer Farbton mit einer gestockten Betonoberfläche. Der Bau wurde vom Bauunternehmen Heilmann & Littmann aus München ausgeführt. Seine originale Oberfläche ist heute leider verloren. Der damals schlecht verdichtete und damit stark poröse Beton war durch Rosten der Bewehrungsseisen in großen Flächen abgeplatzt.



Fazit

Die Diskrepanz zwischen Form und Konstruktion blieb für die Eisenbetonbauten noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg charakteristisch. Demgegenüber hatte der Bauhausarchitekt Ludwig Hilberseimer zusammen mit Julius Vischer schon 1928 als Erster im deutschsprachigen Raum ein Buch über „Beton als Gestalter“ veröffentlicht. Sie sahen sich und die Baukunst mitten in einem Wandel und den um die Jahrhundertwende entstandenen Ansatz zu materialgerechtem Bauen erst als einen Anfang eines langen Prozesses der Stilbildung. Gerade die frühen Sichtbetonbauten gehören deshalb zu den unverzichtbaren Zeugen des Stilbildungsprozesses, der eng verknüpft ist mit der technologischen Entwicklung des Baustoffs Beton. Die baustoffkundlichen Erkenntnisse ihrer Zeit sollten bei der denkmalkundlichen Bewertung deshalb nicht außer Acht gelassen werden.

Der vierte Beitrag dieser Reihe wird sich der Entwicklung der zementgebundenen Kunststeine und den daraus entstandenen repräsentativen Kunststeinfassaden Baden-Württembergs widmen, um die Lücke zum Beginn der Vorsatzbetontechnik zu schließen. Die künstlich hergestellten Steine wurden werkseitig steinmetzmäßig bearbeitet und werden folglich, den Naturwerksteinen entsprechend, heute genauer als Betonwerksteine bezeichnet.

Literatur

Hartwig Schmidt: Architekturoberflächen der Moderne. Zur Ästhetik unbehauelter Sichtbetonfassaden, in: Historische Architekturoberflächen: Kalk – Putz – Farbe, Internationale Fachtagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, München, 20.–22. 1. 2003, S. 160–167.

Norbert Bongartz: Denkmäler der frühen Moderne in Stuttgart und ihre konservatorischen Probleme. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, Bd. 9, Nr. 4, 1980, S. 137–147.

Gustav Haegermann: Vom Caementum zum Spannbeton: Beiträge zur Geschichte des Betons. Band 1, Wiesbaden, Berlin 1964.

Die Bauzeitung. Jahrgang XXIII (1926) bis Jahrgang XXVI (1929).

Julius Vischer/Ludwig Hilberseimer: Beton als Gestalter – Bauten in Eisenbeton und ihre architektonische Gestaltung. Ausgeführte Eisenbetonbauten, Baubücher Bd. 5, Stuttgart 1928.

*Dr.-Ing. Geraldine Buchenau
c/o Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*

Spitzen

Mit dem Zweispitz oder dem vom Fäustel angetriebenen Spitzeisen wird die Betonoberfläche wie die eines Natursteines bearbeitet. Je nach Anzahl, Verteilung und Tiefe der Hiebe auf der Oberfläche wird zwischen grob und fein gespitzt unterschieden. Ziel der Bearbeitung ist eine raue, gleichmäßige Oberfläche.

Stampfbeton

Bei der Stampfbetonbauweise wurden die Bauteile mithilfe hölzerner oder eiserner Formkästen in Schichtlagen betoniert. Dazu wurde die erdfuchte Betonmasse zu einer etwa 15 bis 20 cm hohen Schicht in die Formen geschüttet und mit Stampfern händisch verdichtet.

Stocken

Auch diese Flächenbearbeitung wurde aus dem Steinmetzhandwerk übernommen. Mit einem Stockhammer, dessen Arbeitsfläche pyramidenförmige Zähne aufweist, werden raue Oberflächen erzeugt, um das Erscheinungsbild der Sichtbetonfläche farblich zu egalisieren.

Vorsatzbeton

Vorsatzbeton liegt vor dem statisch wirksamen Kernbeton und dient der bildhauerischen Bearbeitung als betonsichtige Bauteiloberfläche. Im Hochbau wurde Vorsatzbeton der eigentlichen Betonmasse je Stampfschicht vorgelegt beziehungsweise vorgeetzt. Er besteht aus einer meist zementreicheren Betonmischung mit mineralischen Farbstoffen und/oder gemahlenden Natursteinen zur Farbgebung. In der Regel enthält er keinen groben Zuschlag.

*11 Tagblattturm in
Stuttgart von 1928.*

Denkmalporträt



Unscheinbar, klein und wertvoll Die spätmittelalterlichen Häuser in der Esslinger Ehnisgasse

Historische Altstädte verdanken ihr alleinstellendes und unverwechselbares Erscheinungsbild häufig den Groß- und Sonderbauten: wehrhafte Türme und Stadtbefestigungen, prächtige Patrizierhäuser, schicke Fachwerkbauten, stolze Rathäuser und Pflughöfe, massive Kirchen und Klöster. Doch keine Stadt kam ohne die häufig in städtischen Randlagen befindlichen Handwerkerviertel mit ihren oftmals kleinen und armselig wirkenden Häusern aus. Auch in Esslingen bestimmen die prächtigen Fachwerkhäuser an Markt- und Rathausplatz das vermeintliche Bild einer „mittelalterlichen“ Stadt. Geht man jedoch in Nebengässchen und periphere Bereiche der historischen Stadt, so finden sich vereinzelt auch die unscheinbaren, geschichtlich aber den Großbauten in nichts nachstehenden Handwerkhäuschen, wie etwa die drei Gebäude Ehnisgasse 16, 18 und 20, die in einer geschlossenen Häuserzeile bis heute allen städtebaulichen Zwängen und wirtschaftlichen Interessen Stand gehalten haben.

Die Ehnisgasse trug bis ins 16. Jahrhundert hin noch den aussagekräftigeren Namen Metzgergasse. Diese Straße verläuft als kleine Nebengasse

parallel zur Hauptstraße der historischen Pliensau-Vorstadt, der heutigen Pliensaustraße. Somit nimmt die Metzgergasse schon immer eine eher untergeordnete Rolle im Straßennetz ein und dies wohl auch ganz bewusst: Denn schon aus den Steuerbüchern des 14. Jahrhunderts wird ersichtlich, dass sich an der Metzgergasse zahlreiche Handwerker eben dieser Berufsgruppe angesiedelt hatten. Und da das Metzgerhandwerk zuweilen recht geruchsintensive Tätigkeiten mit sich brachte, wurden solche Erwerbszweige gerne in Randbereichen der Städte angesiedelt.

Auch für Ehnisgasse 16 und 18 ist schon im 14. Jahrhundert ein Metzger als Besitzer belegt. Die erste bislang bekannte urkundliche Erwähnung der Gebäude stammt aus dem Jahr 1389, als der aus Bernhausen stammende Metzger Hans Vestener das Haus bewohnte. Allerdings haben dendrochronologische Datierungen schon 1984 gezeigt, dass Ehnisgasse 18 sogar bereits um das Jahr 1298 errichtet wurde. Damit war das Gebäude 1984 für kurze Zeit das älteste bekannte Fachwerkhaus Deutschlands.

Im Zusammenhang mit aktuellen Planungen zur

Überbauung des an die Ehnisgasse angrenzenden Karstadt-Parkplatzes mit einer Shopping-Mall kamen nun diese denkmalgeschützten Handwerkerhäuser wieder in den Blickpunkt des Interesses. Daher wurden die Häuser Ehnisgasse 16, 18 und 20 jetzt eingehender untersucht, verformungsgetreue Pläne gezeichnet und Schäden am Holztragwerk erfasst. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigen, dass Ehnisgasse 16 und 18 im späten 13. Jahrhundert als ein quergeteiltes Einhaus mit Wohnteil in der heutigen Hausnummer 16 und Ökonomie teil in Hausnummer 18 erbaut wurde. Das Gebäude wurde als so genannter Geschossständerbau errichtet, was bedeutet, dass der Zimmermann die beiden Vollgeschosse (Erd- und Obergeschoss) in einer Einheit aufrichtete. Um 1487 erfolgte offenbar die Gebäudeteilung in die zwei heute noch vorhandenen, eigenständigen Häuser. Zugleich wurde Nummer 16 um eine Etage aufgestockt und beide Gebäudeteile erhielten neue Dachtragwerke.

Einige Jahrzehnte später, um das Jahr 1531, wurde das Gebäude Ehnisgasse 20 – wohl an der Stelle eines Vorgängergebäudes – neu erbaut. Ehnisgasse 20 ist noch heute vom Gewölbekeller bis zum Dachfirst – samt vereinzelt erhaltener Dachlatten – weitestgehend aus seiner Erbauungszeit überliefert. Im frühen 17. Jahrhundert erhielten sowohl Ehnisgasse 20 als auch Ehnisgasse 18 rückwärtige Anbauten, die bis heute das Erscheinungsbild und den kleinteiligen Charakter der Handwerkerhäuser vervollständigen. Ab diesem Jahrhundert erscheinen vermehrt Weingärtner als

Eigentümer der Häuser Ehnisgasse 18 und 20. In Ehnisgasse 16 waren hingegen seit Mitte des 17. Jahrhunderts verschiedene Weber ansässig. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die drei Gebäude dann überwiegend von Holzverarbeitenden Handwerkern wie Schreibern und Käufern bewohnt.

Obwohl diese Häuser durch ihre „Randlage“ in einer wenig frequentierten Nebenstraße und ihr unscheinbares Äußeres bislang kaum Beachtung finden, sind sie bauhistorisch und stadtbaugeschichtlich gesehen dennoch von ebenso großer Bedeutung wie manch ein Prachtbau im Zentrum der Altstadt. Zwei Führungen, die am diesjährigen Tag des offenen Denkmals durchgeführt wurden, beweisen das große Interesse der Öffentlichkeit an eben solchen Bauwerken, die nicht „Macht und Pracht“, sondern den „Alltag des kleinen Mannes“ in unseren mittelalterlichen Städten repräsentieren. Als letzte Zeugen versinnbildlichen die Gebäude somit sehr anschaulich das einstige Gepräge eines Handwerkerviertels, genauer gesagt des spätmittelalterlichen Metzgerquartiers von Esslingen. Seit über 700 Jahren halten die Häuser allen Widrigkeiten stand und werden hoffentlich auch dann noch stehen, wenn heutige Investorenarchitektur in wenigen Jahrzehnten wieder Neuem weichen muss.

Markus Numberger

Büro für Bauforschung und Denkmalschutz

Im Heppächer 6

73728 Esslingen am Neckar



Blick auf das Dachtragwerk von 1487 im ersten Dachgeschoss von Gebäude Ehnisgasse 18.

Denkmalporträt



„Unsere modernste Bühne“ Das Nationaltheater in Mannheim

Das Mannheimer Nationaltheater zählt zu den Schlüsselbauten seiner Gattung. Als die Spielstätte 1957 eingeweiht wurde, titelte DIE ZEIT: „Unsere modernste Bühne“ und urteilte etwas gehässig, das Stadttheater Münster habe „lediglich architektonisch Sensation“ gemacht, Mannheim hingegen überzeuge auch aus bühnenfachlicher Sicht. Der Bau verfüge über „eine bisher nirgends erreichte Wandelbarkeit von Raum und Bühne“, die alle diskutierten Konzepte wie Guckkasten, Podiums- und Arenatheater oder Raumbühne ermögliche. Die Begeisterung der Hamburger Wochenzeitung steht exemplarisch für die positive deutschlandweite Rezeption des neuen Theaterhauses.

Das alte Nationaltheater im Quadrat B3 war 1943 im Bombenhagel untergegangen. Ein Wiederaufbau an alter Stelle kam nicht in Frage; zu eng die Situation, zu bedeutend die Aufgabe und Zukunft der Institution. Im Neubau sollten Oper und Schauspiel mit jeweils eigener Bühne und Zuschauerraum zusammengeführt werden. Von der Architektur erwartete man ein Bekenntnis zur Moderne. Über die Platzierung im Stadtraum und den Entwurf entschieden zwei Wettbewerbe, 1952 und 1953. Mit der Einladung renommierter auswärtiger Architekten wie Ludwig Mies van der Rohe, Hans Scharoun, das Büro Rudolf Schwarz, Wilhelm Riphahn und Josef Bernard sowie Otto Ernst Schweizer – alle Spitzenarchitekten der deutschen

Nachkriegsmoderne – unterstrich die Stadt ihr un-gemein hohes Anspruchsniveau. Von den 16 eingereichten Entwürfen wurden drei für die zweite Wettbewerbsstufe zur Überarbeitung empfohlen. Dabei war Mies’ „gläserner Schrein“ (Wolfgang Pehnt) ausgeschieden – Oberbürgermeister Heimerich versuchte vergeblich, ihn wieder ins Spiel zu bringen – und ein dritter Mann wurde als Quereinsteiger eingeschleust, ein Vorgehen, das Schwarz empört zum Rückzug bewog. Ausgerechnet dieser erhielt nun den Zuschlag: Gerhard Weber, ein Schüler von Mies van der Rohe, hatte sich kurz zuvor als Architekt der Hamburger Staatsoper einen Namen gemacht. Die kühnen, steil über vier Etagen angeordneten Logenschlitten und die gestapelten Glasfoyers waren in aller Munde. Die Mannheimer Jury überzeugte er durch einen Entwurf, der die Forderung des modernen Schauspiels nach maximaler Wandelbarkeit einlöste und dafür eine Architektur von feinsinniger Rationalität und besonnener Festlichkeit schuf.

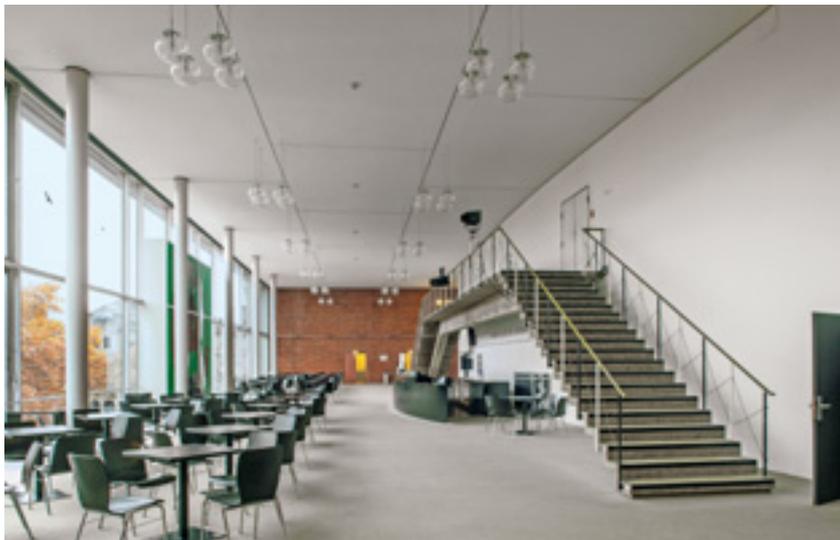
Der frei inmitten des Goetheplatzes ruhende, aufgeständerte Quader erhebt sich über einem gelängten Trapez, dessen schmalere Stirn dem Altstadttring, die breitere dem Luisenpark zugewandt ist. Der Stahlbeton- beziehungsweise Stahlskelettbau ist ein Koloss von 133 m Länge, dessen Fassaden durch eine fein gestaffelte Abfolge von Strebpfeilern, Vorhangplatten und Fensterbahnen gliedert und gebändigt werden. Der Monotonie

kommt der südlich, nur durch ein schmales Gelenk angegliederte Eingangspavillon zuvor, eine filigrane Glasarchitektur von einladender Transparenz. Der flache Dachabschluss des Theaterbaus wird durch die überhöhten Flankenkörper scharfkantig betont. Die aus der Bauflucht über Rundstützen vorspringenden Stirnbauten, erkerartig ausgestellt, teils mit betonem Rahmen, sind verglast. Hinter ihnen befinden sich die Foyers, die als abendlich belichtete Schaufenster ihrerseits zur Bühne werden. Die kupferverkleideten Bühnentürme (der zweite erst 1993 realisiert) ragen wie die sorgsam platzierte Fracht eines Containerschiffes über die Dachkante hinaus. Sie zeigen die Position der Bühnen an, die Weber – ähnlich wie Mies – mit ihren Zuschauersälen frei im Innern des Quaders anordnete. Der breitere Teil nimmt die Oper mit Drehbühne und Orchestergraben auf, den Parkettsaal mit rückwärtigem Rang und seitlich gestaffelten Logen, überfangen von einer Sägeschnittdecke und – abweichend vom sonstigen Materialkonzept – ausgestattet mit Holz und Velours in gefällig-freundlichen Farben. Der schmalere Teil beherbergt das als bühnentechnische Sensation gefeierte Schauspiel. Anders als in der Oper weitet sich der gestufte Saal zur Bühne. Durch mehrere Hebebühnen und die flexible Bestuhlung aus einsäuligen, schwenkbaren Klappstühlen, die eine erhebliche Verlagerung von Bühnen- und Zuschauerbereich erlauben, bietet das Haus sämtliche nur denkbare Beziehungen zwischen Bühne und Zuschauer, vom distanzierten Guckkasten zum allseitigen Arenatheater oder zur den Zuschauer umgreifenden Raumbühne. Die Materialität mit roten Lochziegelwänden, blauen Sitzen und Eichenparkett entspricht dem strengen Grundkonzept des Hauses.

In der Wandelhalle im Erdgeschoss vereint sich das Publikum beider Häuser. Der die Treppenaufgänge und Bühnenkörper umfließende Raum wird nur durch Glaswände vom umgebenden Platz geschieden, dessen Streifenpflaster auch das Gebäude durchläuft. Die Garderobe der Oper umringt den Zylinder der Drehbühne, die so erkennbar in die Wandelhalle wirkt.

Obwohl sich das Grundkonzept der Ausstattung auf Einfachheit beruft, erzielen das differenzierte Farbkonzept von Paul Meyer-Speer, die Bildkünste (Mosaik von Hans Leistikow und Curt Georg Becker, Wandteppiche von Johanna Schütz-Wolff und Jean Lurçat) und die Möblierung (u. a. Barcelona-Sessel von Mies van der Rohe) den Eindruck eines in jeder Hinsicht kunstsinnigen Hauses.

Erwin Piscator, der die Möglichkeiten der neuen Bühne 1957 mit einer Arena-Inszenierung von Schillers „Räubern“ demonstrierte, bezeichnete Weber anerkennend als „Architekt-Revolutionär“. Noch im gleichen Jahr zeichnete die Biennale in



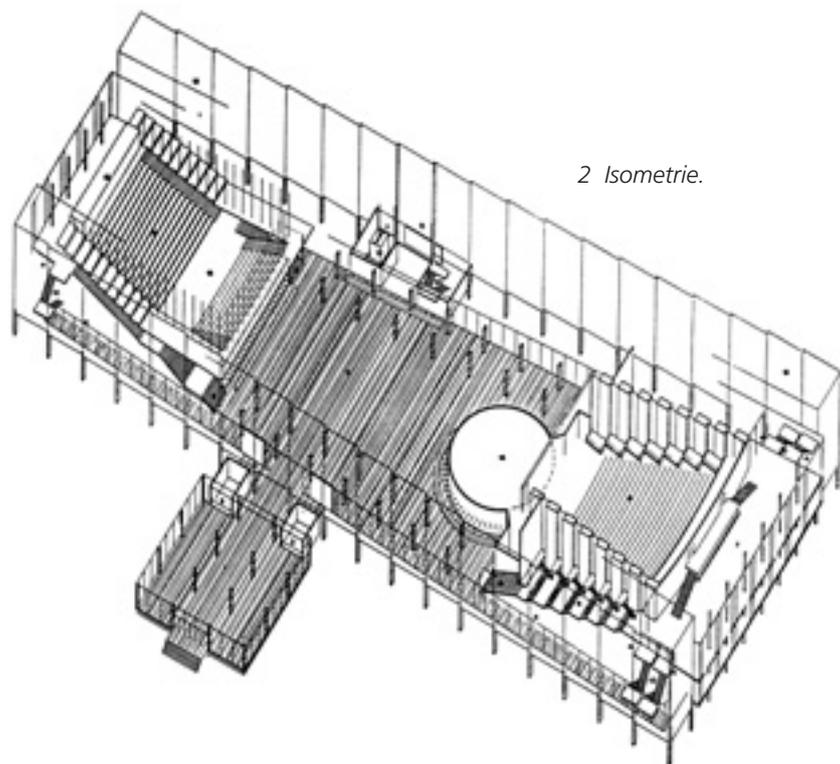
1 Oberes Foyer der Oper.

São Paulo Weber als besten Theaterarchitekten aus. 1986 wurde das Mannheimer Haus aufgrund seiner großen Bedeutung für die Theatergeschichte des 20. Jahrhunderts, sowohl aus bühnenfachlicher als auch aus gattungsgeschichtlicher Sicht, sowie für die Architektur der ersten Nachkriegsmoderne in Deutschland als Kulturdenkmal ausgewiesen. 1996 folgte die Eintragung ins Denkmaltbuch als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung.

In diesem Jahr wurde das Nationaltheater 60 Jahre alt. Die aus brandschutztechnischen Gründen dringende Sanierung stellt die Stadt vor eine gewaltige Aufgabe. Das Landesamt für Denkmalpflege unterstützt die Maßnahme finanziell und inhaltlich mit einer umfassenden bauhistorischen Untersuchung.

Dr. Melanie Mertens

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Karlsruhe*



2 Isometrie.

Denkmalporträt



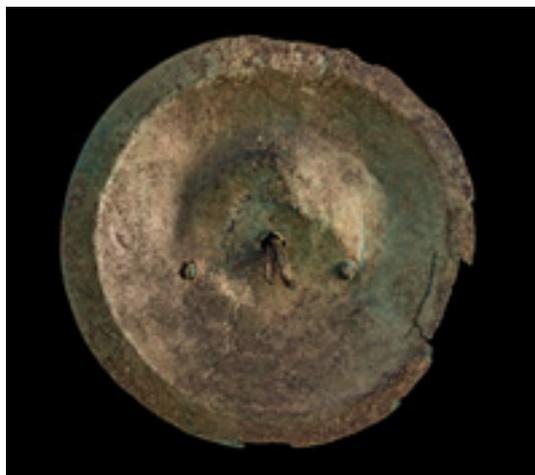
Sag, wer mag das Männlein sein? Bronzescheibe mit Komödienmaske aus Dornstadt-Bollingen

Diese Frage stellt sich angesichts der hier präsentierten, aus dem Gebiet von Dornstadt-Bollingen (Alb-Donau-Kreis) stammenden bronzenen Zierscheibe, von der die Archäologische Denkmalpflege im Frühjahr 2016 Kenntnis erhielt (Abb. 1). Mit einem Durchmesser von 7,4 cm und einem Gewicht von 34,2 g ruhte die auf der Drehbank getriebene Scheibe mittels eines 0,6 cm breiten Ran-

des konvex auf einer Unterlage (Abb. 2). Wie aus den Seitenansichten deutlich zu erkennen, verband beide ehemals ein Flachkopfsplint (Abb. 3; 4). Das Blech gliedern konzentrische, mit einem scharfen Werkzeug abgedrehte Riefen, das Zentrum nimmt ein 3 cm hoher, vollgossener, anscheinend bekränzter Kopf ein. Dieser rundplastisch ausgeformte Vollguss bildet ein kompaktes, mit zwei Nieten auf dem Basisblech befestigtes Segment (vgl. Abb. 2).

Einen ersten Fingerzeig zur Beantwortung der Eingangsfrage liefert die Beobachtung, dass der Kopf vertikal abgeschnitten und ohne Halsansatz wiedergegeben ist, es sich also unverkennbar um eine Maske handelt.

Brauenmuskel, Augäpfel und sphärisch gewölbte Wangen bilden jeweils wulstige Teile mit eigenem plastischen Volumen. Material- und herstellungsbedingt weist die Maske aber auch Kerblinien und Grate auf. Die mandelförmig schmalen, dennoch weitaufgerissenen Augen unter dicklich-ziselierten, kontrahierten Brauen sind scharf umrandet, die Pupillen dürften durch farbige Einlagen wieder-



1 Dornstadt-Bollingen.
Zierscheibe mit Komödienmaske von vorn gesehen.

2 Rückansicht der Zierscheibe mit Komödienmaske.

gegeben und dadurch besonders betont gewesen sein. Details wie Brauenlinien und Lider erinnern an kalligrafische Formen.

Der direkt auf den Betrachter gerichtete Blick wirkt fratzenhaft-eindrücklich, intensiviert noch durch die tierisch anmutende, mittig eingekerbte, knollige Sattelnase mit geblähten Nüstern. Ein Eindruck, der – folgt man römischen Satirikern wie Martial und Iuvenal – ungeachtet des amüsanten Hintergrunds schreckenerregend gewirkt haben dürfte. Der weit aufgerissene Mund geht in einen bühnentechnischen Bedingtheiten angepassten, den Mund halbkreisförmig umgebenden Bart über, der zweifelsfrei als Schalltrichter zu erkennen ist und den Mund ausgesprochen akzentuiert. Im Verein mit der beschriebenen Mimik und der Haarrolle (*speira*) auf dem Kopf erweist sich die Maske als Komödienmaske vom bekannten Typus des schlaun Dieners (*servus callidus*). Diese Figur spielt in den Lustspielen des Plautus (ca. 254–184 v. Chr.), einem der ersten und produktivsten römischen Komödiendichter, oft eine entscheidende, für Fortschritt und Erfolg der Handlung wichtige Rolle. Genannt seien hier nur Stücke wie „Epidicus oder: Die falsche Tochter“ beziehungsweise „Pseudolus oder: Schurke gegen Schuft“.

Die Frage des dargestellten „Männleins“ ist somit beantwortet – wie aber ist letztlich die Wiedergabe einer Komödienmaske auf einer Zierscheibe zu erklären? Viele Schriftquellen berichten zwar über die Beliebtheit von szenischen Aufführungen im römischen Alltag und ein ungebrochenes Interesse an ihnen, mittels unserer Maske wird sich allerdings schwerlich eine direkte Beziehung zum antiken Theaterwesen knüpfen lassen. Sie dürfte vielmehr den allgemeinen Glückssymbolen zuzurechnen sein, die häufig auf römischen Möbeln,

Schmuckstücken und unterschiedlichen Geräten (Lampen, Henkelattaschen, Reliefgefäßen) angebracht waren. Großformatige Terrakottamasken waren beispielsweise ein beliebtes Dekorationselement römischer Häuser – auch in den Provinzen. Weitere Probleme, darunter die Frage, worauf die Komödienmaske befestigt gewesen sein könnte, werden im Mittelpunkt einer ausführlichen Untersuchung der Zierscheibe in anderem Kontext stehen.

Zu konstatieren bleibt abschließend, dass unsere Zierscheibe generell kultiviertes Wohlleben demonstriert, vor allem jedoch den in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts bis zum Limesfall im Gebiet des römischen „Bollingen“ verbreiteten Romanisierungsgrad erkennen lässt.

Literatur

H. Rose: Die römischen Terrakottamasken in den Nordwestprovinzen. Herkunft – Herstellung – Verbreitung – Funktion. Monumenta Artis Romanae. 37, Wiesbaden 2006.

H.-U. Cain: Chronologie, Ikonographie und Bedeutung der römischen Maskenreliefs. Bonner Jahrb. 188, 1988, S. 107–221.

Praktischer Hinweis

Zu besichtigen ist das Objekt ab Ende November im Rahmen der Ausstellung „41 Minuten“ im Ulmer Museum (s. a. Ausstellungsankündigung im Anhang).

Dr. Jutta Ronke

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Esslingen



3 Seitenansicht der Zierscheibe von rechts.

4 Seitenansicht der Zierscheibe von links.

Neuerscheinung

Kulturdenkmale der Reformation im deutschen Südwesten

mit Beiträgen von Reinhard Lambert Auer, Andreas Dubslaff, Gotthard Kießling, Grit Koltermann, Birgit Kulesa, Dominik Gerd Sieber, Birgit Tuchen und Jörg Widmaier

hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Esslingen 2017, 185 S., 183 teilw. farb. Abb.

Kostenfrei zu bestellen auf der Homepage der Landesdenkmalpflege

www.denkmalpflege-bw.de/?id=1667

Im Jahr 2017 nutzen viele Bundesländer, Landeskirchen und Kultureinrichtungen das 500-jährige Jubiläum der Reformation dazu, um an Martin Luther zu erinnern oder kulturgeschichtliche Folgen des religiösen Wandels ebenso in den Blickpunkt zu rücken wie zeitgenössische Fragen nach Glauben und Identität. Auch das Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau des Landes Baden-Württemberg hat als Oberste Denkmalschutzbehörde 2016 ein Projekt am Landesamt für Denkmalpflege ins Leben gerufen, das sich dem Themenfeld der Reformation aus Sicht der Landesdenkmalpflege annähern sollte. Am Ende des Projekts steht die vorliegende Publikation „Kulturdenkmale der Reformation im deutschen Südwesten“. Enthalten sind Fachbeiträge zu verschiedenen Themenfeldern, die ganz unterschiedliche Aspekte der baden-württembergischen Kulturgeschichte in Nachfolge der Reformation widerspiegeln. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich in besonderem Maße exemplarisch und anschaulich anhand des präsentierten Denkmalbestandes erläutern lassen. Zu Beginn der Veröffentlichung finden sich historische Einführungen zum Reformationsgeschehen in Deutschland und speziell in Südwestdeutschland sowie zu bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit. Den Veränderungen des Kulturraums wird in einem zweiten Themenfeld anhand des sich wandelnden Stadtraumes ebenso nachgegangen wie anhand des Abbruchs und der Umnutzung städtischer wie ländlicher Kirchenbauten. Ein drittes Themenfeld legt den Fokus auf das innovative Potenzial der Reformation, das sich unter anderem an protestantischen Kirchenneubauten zeigte. Im vierten Themenfeld werden die Auswirkungen der religiösen Pluralisierung auf Einrichtungen des Alltags anhand von Schul- und Sozialwesen im Denkmalbestand nachvollziehbar. Das abschließende fünfte Themenfeld präsentiert Identitätskonzepte in Nachfolge der Reformation. Neben reformationszeitlichen Grabmonumenten finden sich hier die Erinnerungsmale der Reformation, die vom

17. Jahrhundert bis in die Moderne hinein mit unterschiedlichen Intentionen entstanden sind.

Dieser breite Zugang zu einer Kulturgeschichte der Reformation wird anhand des facettenreichen Denkmalbestandes Baden-Württembergs ermöglicht. Kulturdenkmale der Reformation sind gebaute und materialisierte Landes- und Kulturgeschichte. Sie sind begeh- und erlebbare Zeugnisse der historischen Ereignisse infolge der Reformation. In zahlreichen Farbaufnahmen wird die Bandbreite reformationszeitlicher Überlieferung ebenso anschaulich gemacht wie der Einfluss des Glaubenswandels auf zu schützende Kulturgüter bis in unsere heutige Zeit.

Die Publikation wurde vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau als Oberster Denkmalschutzbehörde Baden-Württembergs gefördert.

Ausstellungen

Große Welten – kleine Welten Ladenburg und der Lobdengau zwischen Antike und Mittelalter

14. Oktober 2017 bis 4. Februar 2018

Lobdengau-Museum, Amtshof 1

68526 Ladenburg

www.lobdengau-museum.de

Die Ausstellung beleuchtet eine Epoche bedeutender Umbrüche in Ladenburg am Neckar. Auf der Basis jüngerer archäologischer Entdeckungen werden Einblicke in die Entwicklung vom römischen Lopodunum zur frühmittelalterlichen „civitas publica“ der Karolingerzeit präsentiert. Im Mittelpunkt stehen dabei die Funde aus Ladenburg und dem Lobdengau, auf deren Grundlage ein neues Bild vom Übergang zwischen Antike und Mittelalter im unteren Neckargebiet gezeichnet werden kann. Der Bogen spannt sich dabei vom spätrömischen Siedlungs- und Militärplatz über die Grabfunde der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit bis hin zur Ausbildung der frühmittelalterlichen Grundherrschaft im Banne des Reichsklosters Lorsch. Ein Kooperationsprojekt des Lobdengau-Museums mit der Universität Heidelberg und der Archäologischen Denkmalpflege Baden-Württemberg

41 Minuten – Auf archäologischem Gleis über die Schwäbische Alb

25. November 2017 bis 8. April 2018

Museum Ulm, Marktplatz 9, 89073 Ulm

Di–So 11–17 Uhr, Do 11–20 Uhr

„41 Minuten – Auf archäologischem Gleis über die Schwäbische Alb“ lautet der Titel einer gemeinsamen Sonderausstellung des Landesamts für

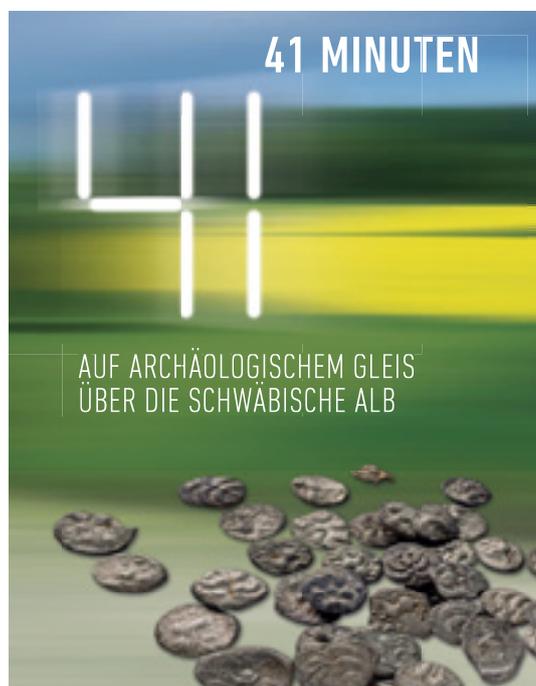


Denkmalpflege und des Museums Ulm, die vom 25. November 2017 bis zum 8. April 2018 zu sehen sein wird.

41 Minuten – das ist mit Inbetriebnahme der ICE-Neubaustrecke künftig die Fahrtzeit im Regionalverkehr zwischen Ulm und Stuttgart. Noch vor Beginn der dafür notwendigen Baumaßnahmen rückten die Archäologen des Landesamts für Denkmalpflege an. Von 2010 bis 2016 untersuchten sie die Flächen für die Neubaustrecke und parallel dazu den Ausbau der A8 zwischen Hohenstadt und Ulm. Die Ausgrabungen erbrachten einzigartige Einblicke in die Besiedlungsgeschichte der Schwäbischen Alb über sieben Jahrtausende hinweg, von der Jungsteinzeit bis in das Hohe Mittelalter. Gräber, Siedlungen und Verkehrswege zeugen von der Nutzung der Region in den zurückliegenden Jahrtausenden.

Es kam so manche Überraschung zutage wie zum Beispiel ein keltischer Münzschatz, aber auch Spuren großer keltischer Gehöfte, bisher unbekannte römische Gutsanlagen in reiner Holzbauweise, ein Heiligtum und Gräber lassen besonders diese Epochen spannend hervortreten. So ließ sich etwa anhand von Tausenden römischer Schuhnägeln der Verlauf einer bis dahin unbekanntes römerzeitlichen Straße rekonstruieren. Auch bei der Wiederbesiedlung der Region nach dem Abzug der Römer durch die Alamannen waren offenbar erneut Verkehrswege für den Standort der Siedlungen ausschlaggebend. Dabei wurde auch deutlich, dass sich unsere modernen Mobilitätswege offenbar an Verkehrsachsen orientieren, die Jahrtausende zurückreichen.

Eine imaginäre Bahnfahrt von Ulm nach Stuttgart quer über die Schwäbische Alb ist Leitmotiv der Ausstellung. Besonders spannende Fundplätze fungieren als regionale Haltepunkte, bei denen jeweils ein Thema beziehungsweise eine Epoche der Landesgeschichte im Mittelpunkt steht. In einem Begleitband werden die einzelnen Inhalte noch einmal vertiefend dargestellt. Das Buch wird



den Leser sicher deutlich länger als 41 Minuten fesseln.

Die Begleitpublikation (144 S. mit Beiträgen von über 20 Autorinnen/Autoren und zahlreichen Abbildungen), erschienen im Thorbecke Verlag, ist an der Museumskasse sowie im Buchhandel erhältlich.

Personalia

Dunja Kielmann

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Denkmalkunde
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Tel. 07 11/90 44 51 86
Dunja.Kielmann@rps.bwl.de

Seit Oktober 2016 ist Dunja Kielmann befristet für zwei Jahre im Landesamt für Denkmalpflege als Diplom-Restauratorin für Glasmalerei und Glasfenster tätig. In Ihrer Projektarbeit beschäftigt sie sich mit dem Reformatorenfensterzyklus der evangelischen Stadtkirche in Ravensburg.

Geboren 1977 in Münster und aufgewachsen in Aachen, absolvierte Frau Kielmann zunächst eine Ausbildung als Glas- und Porzellanmalerin in der Glasfachschule Rheinbach. Anschließend war sie im Rahmen eines insgesamt dreijährigen Praktikums bei verschiedenen Firmen und Institutionen tätig, unter anderem im Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Während dieser Zeit lernte sie ein breites Spektrum der Glasmalerei und Restaurierung kennen und erhielt Einblick in die wissenschaftliche Arbeit der Denkmalpflege und des Corpus Vitrearum.

Das insgesamt vierjährige Studium an der Fachhochschule Erfurt, Fachbereich Konservierung und Restaurierung, schloss sie 2005 als Diplom-Restauratorin mit der Fachspezialisierung Glasmalerei und Glasfenster ab.

Anschließend arbeitete Frau Kielmann zunächst als Teamleiterin einer Restaurierungswerkstatt, bis sie von 2007 bis 2016 in Großbritannien tätig war. Hier wirkte sie unter anderem an den Restaurierungsarbeiten des Ostfensters des Yorker Minster mit.

Innerhalb des Forschungsprojekts zu den Reformatorenfenstern in der evangelischen Stadtkirche in Ravensburg wurde unter Anleitung von Frau Kielmann ein Studentenworkshop für die Erfassung und Umlagerung von ausgebauten und eingelagerten Glasbeständen der Stadtkirche durchgeführt, ebenso war sie an der Musterrestaurierung des Brenzfensters beteiligt.

Im weiteren Verlauf des Projekts wird Frau Kielmann bei den Vorbereitungen und der Durchfüh-



Dunja Kielmann



Erika Cappelletto

zung der Ausstellung „gemalt und ins Glas geschmolzen“ sowie beim Fachkolloquium über die Reformatorfenster beteiligt sein, ebenso liegt die Erstellung der Abschlusspublikation mit in ihren Händen.

Erika Cappelletto

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.2 – Archäologische Denkmalpflege
Dienstszitz Freiburg
Günterstalstraße 67, 79100 Freiburg
Tel. 07 61/2 08 35 90
erika.cappelletto@rps.bwl.de

Seit Juli 2017 ist Erika Cappelletto beim Landesamt für Denkmalpflege am Dienstszitz Freiburg als Grafikerin tätig. Zuvor war sie dort seit 2016 als Grabungsmitarbeiterin beschäftigt.

Geboren 1983, absolvierte Frau Cappelletto das Abitur mit Schwerpunkt „Moderne Sprache“ in Treviso (Italien). Anschließend studierte sie in Venedig an der Universität Cá Foscari Klassische und Provinzialrömische Archäologie. In ihrer Masterarbeit untersuchte sie die Schwarz-Firnis-Keramik aus Pompeji. Während ihres Studiums nahm sie an verschiedenen Ausgrabungen in Italien wie Pompeji, Rom und Venedig teil. Von August 2006 bis Januar 2007 verbrachte sie im Rahmen des Erasmus-Programmes ein Semester in Ankara (Türkei).

Von 2009 bis 2013 promovierte sie an der Universität Heidelberg bei Herrn Prof. Reinhard Stupperich mit dem Thema „Urbanisation in the time of Claudius in the western provinces of the empire“. Während dieser Zeit wirkte sie bei verschiedenen Projekten in Pompeji und Hierapolis (Türkei) mit. Seit 2011 arbeitet sie mit Prof. Daniela Cottica von der Universität Cá Foscari, Venedig, an der Veröffentlichung der Keramiken aus einer Ausgra-

bung auf dem Forum von Pompeji. Beim Projekt „East Necropolis“ in Hierapolis (Türkei), unter Leitung von Prof. Rasmus Brandt (Universität Oslo), ist sie mit dem Studium und der Publikation von Keramiken und Gläsern beschäftigt.

Sie absolvierte verschiedene Praktika und Fortbildungen in den Themengebieten „GIS“, „3-D-Rekonstruktion“, „Laserscanning“ und „Photogrammetrie“. Ihre Erfahrungen gibt sie auch im Rahmen der Lehrveranstaltung „Überblick über die Einsatzmöglichkeiten von EDV in der Archäologie“ am Institut für klassische Archäologie der Universität Heidelberg weiter.

Sönke Bohnet

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.2 – Archäologische Denkmalpflege
Dienstszitz Freiburg
Günterstalstraße 67, 79100 Freiburg
Tel. 07 61/2 08 35 63
soenke.bohnet@rps.bwl.de

Sönke Bohnet wurde in Westerstede geboren und ist in Emden aufgewachsen. Nach dem Abitur studierte er an den Universitäten Bonn, Göttingen und Tübingen vornehmlich Anthropologie und Archäologie. Während und nach seiner Studienzeit arbeitete er in zahlreichen Grabungsprojekten, die er mehrfach auch leitete. Im Rahmen seiner Masterarbeit spezialisierte er sich besonders auf den Bereich Paläopathologie und hat im Januar dieses Jahres das Zertifizierungsverfahren der Gesellschaft für Anthropologie zum qualifizierten, freiberuflichen Osteoanthropologen erfolgreich durchlaufen. Herr Bohnet trat Anfang Juli 2017 eine auf zwei Jahre befristete Projektstelle für die anthropologische Auswertung der Skelette vom Freiburger Münsterplatz an, wo er schon das vorangegangene Grabungsprojekt anthropologisch betreute.



Sönke Bohnet

Abbildungsnachweis

U1, U2ol RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S237 RPS; S238, S239o, S242or RPS-LAD, IGM; S239u, S240m, S240u, S242ol RPS-LAD, Dunja Kielmann; S240o RPS-LAD, Susann Seyfert; S2411 Jessica Wystub; S241r Franziska Brauer, Jessica Wystub; S242u Kathrin Rahfoth; S243 Kathrin Rahfoth, RPS-LAD, Dunja Kielmann; S244o, S246 Bayerische Staatsbibliothek, München, VD18 14551136-001, Tafeln I-X, urn:nbn:de:hbz:12-bsb10913306-9; S244u, S248o Rose Hajdu; S245o, S248u RPS-LAD; S245u RPS-LAD, Gottmann; S247ol RPS-LAD, Cremer; S247or Adolf Hafner; S247u RPS-LAD, Bieri; S249 RPS-LAD, Meyder; S250, S253u Stadtmuseum Ulm; S251 HStAS N 100 Nr. 9 Bild 1; S252o USGS/LUBW/T. Rentschler/Ch. Vossler-Wolf; S252u, S255ur Ch. Vossler-Wolf; S253o M. Wolf; S254o RPS-LAD; S254u Bildarchiv Marburg; S255o StALB EL 228 a I Nr. 939 Bild 1; S255ul WLB HB V7, fol 602r; S256 or W. Griebel/Ch. Vossler-Wolf; S256ol, S256u Stadtmuseum im Schloßle Weingarten; S257o, S258u RPS-LAD; S257u, S258m RPS-LAD, Svenja Dalacker; S258o Maximilian Zerrer; S259o GIS-Plan: Svenja Dalacker, auf Datengrundlage Tilmann Marstaller; S259u, S261 RPS-LAD, Tilmann Marstaller; S260 Kartierung: Svenja Dalacker, Datenquelle: Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg (www.lgl-bw.de)

und ARCHÄO Rottenburg; S262o, S267–268o, S269 Visuell, Studio für Kommunikation, Bernd Schöttle; S262u, S263 Wirtschaftsministerium, Uli Regenscheit; S264o RPS-LAD, Ulrike Plate; S264u, S266u RPS-LAD, Jenny Sturm; S265o Federseemuseum Bad Buchau; S265u Holzmanufaktur Rottweil, Sandra Barth; S266o RPS-LAD, Martin Klein; S268u RPS-LAD, Irene Plein; S270o Deutsche Stiftung Denkmalschutz; S270u, S271u–273o, S274o Visuell, Studio für Kommunikation, Bernd Schöttle; S271o Stadt Schwäbisch Hall; S273u Touristik Marketing Schwäbisch Hall, Eva Maria Kraiss; S274u Dietmar Hencke, StadtA Schwäb. Hall Server Häuserlexikon; S275, S277–279o, S280–281 A. Gillich; S276 aus Seiden Spinner 1997, Beilage 26; S279u Reproduktion der Topogr. Abt. des Württ. Statist. Landesamts 1936; S282o, S285o RPS-LAD, O. Braasch; S. 282u RPS-LAD, die Autoren, Kartengrundlage: TK 25, Landesvermessungsamt Baden-Württemberg; S283u–284, S285u RPS-LAD, die Autoren; S286–287 RPS-LAD, die Autoren, Verbreitungskarten: Sebald, Oskar / Seybold, Siegmund / Philippi, Georg / Wörz, Arno: Die Farn- und Blütenpflanzen Baden-Württembergs. Stuttgart 1990–1998. Pflanzenbilder: D.F.L. von Schlechtendal, L.E. Langenthal & E. Schenk: Flora von Deutschland. 5. Auflage, Gera-Unterhaus 1880–1887; S283o Luftbild Gensheimer; S288–293 RPS-LAD, Folkhard Cremer; S294–297 RPS-LAD, BH; S298o RPS-LAD, Rainer Laun; S298u–299 Fabian Schorer; S300o, S305 HZAN

GA 100 Nr. 137; S300m Thomas Dollmann, Kirchberg; S300u, S302u–303ul, S304o Grüner; S301o LDA RPS L 67-002A_2677-08_SW (O. Braasch); S301u HStA Stuttgart C 3 Bü 1952; S302o HZAN GA 115 III/23; S303ur Bauaufnahme: Braummiller Architekten (Gerabronn); S304u Grüner/Brinkmann; S306o, S308o RPS-LAD, Andreas Stiene; S306u Abendzeitung München, Fotograf Lukas Schauer; S307o Baurechts- und Denkmalamt / Abteilung Denkmalpflege Konstanz, Klaus-Dieter Voss; S307u Joshua Buchenau; S308m RPS-LAD, FP; S308u Baurechts- und Denkmalamt / Abteilung Denkmalpflege Konstanz, Frank Mienhardt; S309ol Wladyslaw Sojka, www.sojka.photo; S309or Wilhelm Petry; S309u Heiner Wittmann; S310o W. Siegerist; S310u unbekannt; S311 Bildarchiv Foto Marburg / Rose Hajdu; S312 RPS-LAD, FP; S313 M. Numberger; S314–315o RPS-LAD, BH; S315u aus: Festschrift 1994, S. 12; S316–317 RPS-LAD, IGM; S318–320 RPS-LAD.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühlis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Ravensburg, Glasfenster von Ludwig Mittermaier in der Evangelischen Stadtkirche, S.238*
- ② *Schwäbisch Hall, Eröffnungsrede zum Tag des offenen Denkmals in der Kirche St. Michael, S.270*
- ③ *Maulbronn, Wassersystem des Klosters, S.275; Sedimente der Klosterweiher zeigen vier Jahrtausende Kulturlandschaftsgeschichte, S. 282*
- ④ *Neuhausen (Enzkreis), Innenrestaurierung der katholischen Kirche Sankt Urban und Vitus, S.294*
- ⑤ *Kirchberg an der Jagst, Rekonstruktion der verlorenen Burg, S.300*
- ⑥ *Esslingen, spätmittelalterliche Häuser in der Ehnigasse, S.312*
- ⑦ *Mannheim, Nationaltheater, S.314*
- ⑧ *Dornstadt-Bollingen, Bronzescheibe mit Komödienmaske, S.316*

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
ISSN 0342-0027

4/2017 46. Jahrgang

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg

Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz

Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 07156 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.